

7. (Harte) Arbeit für ›Osteuropäer*innen‹?

Prekarisierte Subjekte, neoliberales Arbeitsethos und die Frage nach dem Wert des Lebens

»We don't do sex work because we are poor, we do sex work to end our poverty.«
(*Empower Foundation 2016*)

»Na klar, die ekligen Prostituierten, die Opfer, mit diesen Frauen, mit denen kann man doch nicht reden, die verkaufen ihre Körper, wie kann man seinen Körper verkaufen? Aber selber den eigenen Körper zur Verfügung stellen zum Arbeiten, an den Arbeitgeber, und dann auch sagen, okay, ich verkaufe mich nicht für Geld – für was denn dann? Also warum gehen wir denn arbeiten?«, kontemplierte Jelena im Sommer 2018, als sie mich abermals in ihre Wohnung eingeladen hatte. Seit unserem Kennenlernen 2013 hatte sie die Sexarbeit zeitweise verlassen und u.a. in der Altenpflege gearbeitet. Inzwischen war sie jedoch wieder nebenberuflich in der Sexarbeit tätig geworden, da sie mit diesem Einkommen ihre Arbeitsstunden in der Pflege reduzieren konnte – denn diese empfand sie als äußerst anstrengend:

»Haben wir jeden Tag Lust und Laune? Morgen klingelt mein Wecker um halb vier, um fünf Uhr muss ich auf der Arbeit sein. Bin ich total begeistert, dass ich für zwei Stunden mitten in der Nacht aufstehen muss? Für zwanzig Euro, wenn man mal so überlegt. Oder früher, den ganzen Tag bis ein Uhr nachts und danach hast du manchmal einen Tag dazwischen. Aber wenn der Wecker klingelt, da bin ich auch nicht begeistert, aber ich gehe da auch für Geld arbeiten. Und klar verkaufe ich dort meinen Körper, weil heben, tragen, waschen, umziehen, vom Bett, das ist genauso anstrengend. Viel schlimmer. Ich verkaufe da meinen Körper, ich verkaufe da meine Gesundheit, ich verbringe so viel Zeit mit denjenigen, die erkältet sind, ich stecke mich von ihnen an, wenn ich sie zum Bett drehe, wenn ich das Bett nicht richtig stelle und die Bewegungen, das Windelwechseln, da bücke ich mich und wenn ich nicht aufpasse, wenn ich etwas hochnehme, da habe ich auch Schmerzen, da verkaufe ich mich genauso.«

Diese Interpretation ihrer Arbeitserfahrungen verdeutlicht ein grundlegendes Problem kontemporärer neoliberal-kapitalistischer Arbeitsmärkte: Ausbeuterische Arbeitsver-

hältnisse, gekennzeichnet etwa durch geringe Bezahlung, widrige Arbeitsbedingungen und mangelnde Autonomie und Gestaltungsmöglichkeiten des Arbeitsalltags sowie damit zusammenhängende negative Effekte auf Gesundheit und Wohlbefinden sind bei Weitem nicht auf Sexarbeit beschränkt, sondern durchziehen viele Arbeitsfelder, insbesondere im Niedriglohnsektor. Zudem haben gerade die neoliberalen Arbeitsmarktreformen und Austeritätspolitiken der letzten Jahrzehnte in Europa dazu beigetragen, dass Ausbeutung einschränkende arbeitsrechtliche Regulierungen – sofern überhaupt vorhanden – in vielen Bereichen zugunsten einer Gewinnmaximierung und Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen abgebaut wurden (vgl. Baccaro/Howell 2017, Chelcea/Druță 2016, Molé 2010).

Die Auswirkungen dieser Prozesse sind in vielen Arbeitsbereichen und für unterschiedliche Personen(-gruppen) spürbar, aber nicht für alle Betroffenen gleichermaßen. Denn kapitalistische Produktionsweisen basieren auf der Differenzierung und Hierarchisierung von Arbeitsfeldern und Personen(-gruppen) entlang vergeschlechtlichter, ethnisiert-rassifizierter und sozioökonomischer Kategorisierungen, wodurch ungleiche Kapital- und Wohlstandsverteilungen erzeugt, verstärkt und legitimiert werden (vgl. Federici 2004, Robinson 2019, Tsing 2009). Gerade rassifizierende und vergeschlechtlichte Kategorisierungen erweisen sich dabei als global wirkmächtige Differenzierungsmechanismen – gleichzeitig interagieren diese mit lokalen bzw. regionalen soziokulturellen Hierarchien. So sind europäische Arbeitshierarchien nicht nur durch Abgrenzungen zwischen einem ›europäischen‹ bzw. europäisch-nationalstaatlichen Wir und ›außereuropäischen‹ ›Anderen‹ geprägt, die sich z.B. in strikteren Arbeitsregelungen für Migrant*innen widerspiegeln (vgl. Anderson 2010). Ebenso kommen europäische Ost-West-Dichotomien in unterschiedlichen Konstellationen zum Tragen (vgl. Böröcz/Sarkar 2017, Nowicka 2018), die ihrerseits dafür sorgen, dass in Deutschland und (West-)›Europa‹ ›osteuropäische‹ migrantische Arbeitskräfte besonders von Prekarisierung betroffen sind.

Mit Prekarisierung bezeichne ich einerseits einen durch das Zusammenspiel politischer, ökonomischer und soziokultureller Arrangements strukturell bedingten Zustand besonderer Vulnerabilität im Kontext neoliberal-kapitalistischer Ordnungen, der sich z.B. in unsicheren, kurzfristigen Arbeitsverhältnissen, Unvermeidbarkeiten ausbeuterischer Arbeitsverhältnisse, finanzieller Armut und damit zusammenhängenden Effekten auf andere Lebensbereiche und -planungen ausdrückt (Anderson 2010: 303, Han 2018: 338). Damit verbunden manifestiert sich Prekarisierung andererseits auch als verkörperliche Erfahrung dieser Vulnerabilitäten, die neben konkreten – z.B. durch Stress, anstrengende körperliche Arbeit etc. erzeugten – gesundheitlichen Problemen auch Subjektivierungsprozesse und die Wahrnehmung von Arbeits- und Lebensrealitäten formt (Butler 2015, Han 2018: 338). Somit produziert Prekarisierung auch prekarisierte Subjekte, deren Lebenswelten durch Unsicherheiten, Sorgen und Zweifel sowie mangelndes physisches wie psychisches Wohlbefinden gekennzeichnet sind (Molé 2010: 38).

In aktuellen neoliberal-kapitalistischen Arbeitshierarchien in Europa sind ›ost-europäische‹ Migrant*innen zwar nicht die einzigen Personengruppen, die derartige Prekarisierung erfahren. In den Erzählungen der Teilnehmer*innen werden jedoch die Zusammenhänge und Ko-Produktionen von Prekarisierung und ›Osteuropäisch-Sein als Bedingung für die Aufrechterhaltung (west-)›europäischer‹ Ökonomien und

Hierarchien deutlich. Im ersten Teil dieses Kapitels diskutiere ich diese Verknüpfungen, im Rahmen derer aufgrund struktureller ökonomischer wie soziokultureller Bedingungen ›osteuropäische‹ Migrant*innen in Deutschland und darüber hinaus in bestimmte Sektoren des Arbeitsmarkts (vornehmlich Reinigung, Pflege und Landwirtschaft) gedrängt werden (s. Abschnitt 7.1). Die in diesen Bereichen ermöglichte geringe Bezahlung und Ausbeutung gewährleistet nicht nur die Verfügbarkeit billiger Arbeitskräfte zur Aufrechterhaltung des Lebensstandards (west-)europäischer Mittelklassen und sozioökonomischer Eliten. Die Prekarisierung ›osteuropäischer‹, d.h. anhand vergeschlechterter, ethnisiert-rassifizierter und sozioökonomischer Kriterien als ›osteuropäisch‹ wahrgenommener Arbeitskräfte eröffnet Betroffenen zudem kaum Alternativen zu diesen meist gering bezahlten und/oder körperlich äußerst anstrengenden Arbeitsfeldern in deutschen Arbeitsmärkten. Insofern erwies sich ›Osteuropäisch-Sein‹ (bzw. eine Wahrnehmung als ›osteuropäisch‹) für die Teilnehmer*innen auch als verkörperliche Erfahrung von Prekarisierung. Dies prägte wiederum die Wahrnehmung ihrer eigenen Arbeitswelten dahingehend, dass die Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit im Vergleich zu anderen unter prekären Umständen verfügbaren Optionen der Lohnarbeit keinen Sonderfall darstellten.

In diesem Zusammenhang erweist sich die Aufnahme der Sexarbeit nicht unbedingt als Entscheidung *für* Sexarbeit, sondern vielmehr als Entscheidung *gegen* andere Arbeitsformen, in deren Rahmen eine Verbesserung der Lebenssituation unerreichbar erscheint, während Sexarbeit (scheinbar) ein besseres Einkommen und größere Autonomie ermöglicht. Dieses Kapitel schließt damit an die Diskussion der mobilen Orientierungen in Richtung eines ›guten Lebens‹ in Kapitel 4 an, um entlang der Erfahrungen mit Lohnarbeit aufzuzeigen, wie die Teilnehmer*innen den Konflikt zwischen (west-)europäischen Versprechungen auf ein gutes bzw. ›besseres‹ Leben und ihrer soziokulturellen sowie ökonomischen Marginalisierung als ›Osteuropäer*innen‹ erlebten und inwiefern sich dabei Sexarbeit als ambivalente Möglichkeit zur Verhandlung ihrer Positionierungen und (west-/ost-)europäischer Zugehörigkeiten erwies.

Die Inkaufnahme moralischer Abwertung und mitunter genauso problematischer Arbeitsbedingungen in der bzw. durch die Sexarbeit eröffnete den Teilnehmer*innen nicht nur Aussichten auf finanzielle Absicherung, sondern auch einen Raum der Verhandlung ihrer sozioökonomischen Positionalitäten und Zugehörigkeiten (s. Abschnitt 7.2). Für einige Teilnehmer*innen stellte Sexarbeit auf individueller Ebene eine Möglichkeit dar, soziale Mobilitätsbestrebungen zu verfolgen und sich als hart arbeitendes und/oder erfolgreiches Subjekt im Kontext neoliberaler (west-)europäischer Wertordnungen zu positionieren. Damit wurden die strukturellen Rahmenbedingungen, die derartige Verhandlungen notwendig machten, jedoch nicht unbedingt aufgebrochen, sondern mitunter sogar reproduziert. Da Sexarbeit zwar an den Rändern regulärer Arbeitsmärkte, aber nicht außerhalb neoliberaler Marktwirtschaft operiert, bedingten Versuche der Professionalisierung und Entstigmatisierung bestimmter Formen der Sexarbeit auch Abwertung, sozioökonomische Prekarisierung sowie ethnisch-rassifizierte Stratifizierung anderer Arbeitsbereiche in der Sexarbeit.

Der letzte Teil dieses Kapitels widmet sich schließlich der Frage, wie die Teilnehmer*innen mit spezifisch in der Sexarbeit auftretenden Problemen umgingen, die trotz der Differenzierung zwischen verschiedenen Positionalitäten alle betrafen (s. Abschnitt

7.3). So war die Auseinandersetzung der Teilnehmer*innen mit Sexarbeit auch durch eine nüchterne bzw. ernüchternde Anerkennung dessen gekennzeichnet, dass die Tätigkeit potenziell Gefahren für ihr Leben oder ihre Lebensqualität in sich barg, die jedoch gegen ihre Ziele, mobilen Orientierungen und Vorstellungen ihres Lebens ohne Sexarbeit abgewogen wurden. Dass derartige Abwägungen und die darin deutlich werden- den weitreichenden – und über die Sexarbeit hinaus gehenden – Effekte von Prekarisie- rung in den politischen und rechtlichen Diskursen um die (vermeintlichen) Lebenswelten ›osteuropäischer Prostituierter‹ in Deutschland kaum diskutiert werden, lässt sich dabei nicht nur als diskursives Schweigen über Armut verstehen. Stattdessen erweisen sich die Debatten um die ›osteuropäischen Prostituierten‹ als Raum der (Re-)Produkti- on europäischer Ost-West-Dichotomien, in dem die moralische Aufmerksamkeit für das Leben dieser Gruppe sich aus derselben Ausgrenzung und Abwertung von ›Osteuropä- er*innen‹ speist, die gleichzeitig ihre sozioökonomische Marginalisierung und Prekari- sierung legitimiert.

7.1 (K)Ein Job wie jeder andere? Sexarbeit im Kontext prekarisierter europäischer Lebens- und Arbeitswelten

›Ich finde, das ist ein sehr gutes Leben‹, sagte Ewa über ihre aktuelle Lebenssituation. Zum Zeitpunkt unseres Treffens war sie selbstständig und ohne Anschluss an eine Agen- tur oder ähnliche Vermittlung im Escort-Bereich tätig. Dass sie somit selbst für Anzei- genschaltungen auf diversen Online-Portalen, Erstellung von Fotos und Texten für Wer- beanzeigen und Kundenakquise verantwortlich war, störte sie nicht. Ganz im Gegenteil betrieb sie ihre Arbeit mit ausgeprägtem Geschäftssinn und klärte mich im Laufe un- seres Gesprächs über diverse Vor- und Nachteile verschiedener Online-Portale, Marke- tingstrategien und Taktiken zur Gewinnmaximierung auf. Sie präsentierte sich als cle- vere Geschäftsfrau, die durch Sexarbeit nicht nur ihren eigenen Lebensunterhalt bestreiten konnte, sondern auch genügend finanzielle Ressourcen zur Verfügung hatte um z.B. professionelle Werbefotos machen zu lassen, mit denen sie ihre Anzeigen ansprechend gestalten konnte. Daneben konnte sie etwas Geld zur Seite legen, das ihr in Zukunft als Startkapital für eine Geschäftsidee dienen sollte, die sie später als Alternative zur Sexar- beit verwirklichen wollte. Für Ewa stand diese Situation in deutlichem Kontrast zu ihrer Lebensrealität vor dem Einstieg in die Sexarbeit, die durch finanzielle Unsicherheit und gesundheitliche Probleme geprägt war:

›Ich war vorher Hotelfachfrau, ich hatte manchmal fünf Uhr Dienstbeginn, einen Mo- nat lang am Stück und ich bin sehr diszipliniert, wenn es sein muss, aber ich finde es ist kein Leben, sich so krasse abzuackern für so wenig Geld. Ich will jetzt nicht eingebildet klingen, aber ich sah auch wirklich sehr geschädigt aus, obwohl ich erst 22 Jahre alt war. Ich sah wirklich katastrophal aus und ich hab früher Drogen genom- men, in Polen nehmen sehr viele Leute Drogen, so chemische, Ecstasy-Tabletten oder so. Und dann dachte ich mir, das war eigentlich das Einzige, was gut war in meinem Leben, wo ich so wirklich Spaß hatte und wo mein Körper irgendwelche Glückshor- mone ausgeschüttet hat.‹

Und deswegen verstehe ich diese ganzen Menschen, die das machen [Drogen nehmen, Anm. UP], weil was haben die denn sonst vom Leben. Das, woran ein Mensch irgendwie Freude hat, wenn er irgendwo hinreist oder ein exotisches Tier sieht oder so etwas, das hat dieser Mensch nicht und dann versucht man sich das vielleicht irgendwie zu kompensieren. Ja, das ist so ein Elend gewesen bei mir. Ich hatte im Monat vielleicht 300 Euro und hab in so einer Erdgeschoss-, Einzimmer-, 20-m²-Wohnung gewohnt, Altbau mit undichten Fenstern, und hab noch zwei Mädels bei mir zuhause in der Wohnung gehabt in diesem Zimmer. Naja, und dann hat mich das [die Sexarbeit, Anm. UP] so ein bisschen gerettet, auch aus diesen Drogen, die hab ich dann aufgehört zu nehmen. Jetzt machen's die Gäste, dann sehe ich halt immer wieder, wie die Leute immer mehr absinken und denk mir, oh Gott, Gott sei Dank bist du da raus.«

Ewa präsentierte damit ein Narrativ, das mit einschlägigen medialen Repräsentationen von Sexarbeit in Deutschland als schädliche Tätigkeit in starkem Widerspruch steht – aber auch bei Weitem nicht von allen Teilnehmer*innen geteilt wurde. Ein verbindendes Merkmal der Erzählungen der Teilnehmer*innen, das in den Ausführungen von Ewa besonders deutlich wird, war jedoch, dass sie Möglichkeiten und Probleme der Sexarbeit im Vergleich zu anderen Arbeitserfahrungen und deren Auswirkungen auf ihre Lebensrealitäten beurteilten.

Anhand dieser Abwägungen zeigt sich, dass sich die Teilnehmer*innen in Arbeitswelten bewegten, in denen nicht nur Sexarbeit mit Problemen, Gefahren für das psychische oder physische Wohlbefinden und/oder sozioökonomischen Unsicherheiten behaftet war. Dieser Umstand lässt sich als Ausdruck und Effekt von Prekarisierung im Kontext neoliberaler Transformationen von Arbeitsmärkten und Lebensrealitäten verstehen. Dabei handelt es sich um in Europa (und darüber hinaus) weitreichende, aber nicht beliebig oder für alle Lohnarbeitenden gleichermaßen auftretende Prozesse. Denn die Erfahrungen, Interpretationen und Abwägungen verschiedener Arbeitserfahrungen durch die Teilnehmer*innen sind zugleich im Kontext von (Arbeits-)Hierarchisierungen anhand europäischer Ost-West-Dichotomien zu verorten. Diese tragen dazu bei, dass anhand vergeschlechtlichter, ethnisiert-rassifizierter und klassistischer Faktoren als ›osteuropäisch‹ wahrgenommene Personen auf spezifische Art und Weise zu prekarisierten Subjekten werden. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich anhand der Arbeitserfahrungen der Teilnehmer*innen mit den strukturellen Hintergründen und Grundlagen dieser Prekarisierung ›osteuropäischer‹ Migrant*innen sowie ihren Auswirkungen auf subjektive Wahrnehmungen von (Lohn-)Arbeit und Arbeitswelten. Eingebettet in diese Umstände erweist sich schließlich die Aufnahme der Sexarbeit als Entscheidung gegen andere Arbeitsfelder, im Vergleich mit denen Sexarbeit eher als Ausweg aus prekären Lebensverhältnissen und als Möglichkeit des Erreichens eines ›guten Lebens‹ erscheint.

›Osteuropäische‹ Migrant*innen als prekarisierte Subjekte des ›vereinten Europa‹

»It is so traumatising for me that I have to work. Because when I was working in a café, a Prenzlauer Berg café, there were these mamas, you know, these soy latte mamas, I couldn't handle them at all«, erzählte Monika, die ihre künstlerischen Aktivitäten und ih-

ren Lebensunterhalt durch diverse Nebenjobs in der Serviceindustrie finanzierte, bevor sie die Arbeit in einem Stripclub aufnahm. Sie fasste damit in Worte, was sich implizit durch die Aussagen vieler Teilnehmer*innen zog, nämlich dass es nicht die jeweilige Art der Arbeit, sondern die Notwendigkeit der (Lohn-)Arbeit an sich war, die als problematisch, belastend oder gar traumatisierend empfunden wurde. Auch wenn sich zwar nur die wenigsten Teilnehmer*innen explizit kapitalismuskritisch positionierten, spiegelten ihre Aussagen dennoch eine Kritik an kapitalistischen Arbeits- und Produktionsverhältnissen wider, nämlich dass es sich im Kapitalismus bei jeder Lohnarbeit um Ausbeutung von Arbeitskraft handelt.

Die Analysen feministischer und/oder Schwarzer Marxist*innen (vgl. Federici 2004, Robinson 2019) verdeutlichen jedoch, dass eine derart generalisierende Betrachtung die historischen wie kontemporären (Trans-)Formationen kapitalistischer Arbeits- und Produktionsverhältnisse nur unzureichend erfasst – und auch die Erfahrungen der Teilnehmer*innen nur teilweise erklärt. Schließlich ist – im Beispiel des Cafés im Prenzlauer Berg – nicht nur Monika von Lohnarbeit abhängig, sondern auch diejenigen Personen, die in einem anderen Teil der Welt den in Berlin konsumierten Kaffee anbauen und ernten, ebenso wie (höchstwahrscheinlich) die »soy latte mamas« und ich als Wissenschaftlerin, die über diese Begebenheit schreibt. Diese Personen vereint zwar die Notwendigkeit der Lohnarbeit – die Hintergründe, Möglichkeiten und Erfahrungen des Navigierens kontemporärer neoliberal-kapitalistischer Arbeitsmärkte unterscheiden sich jedoch deutlich.

Veranschaulichen lassen sich diese Wechselwirkungen zwischen sozioökonomischen Ungleichheiten und soziokulturellen Differenzierungen, indem man z.B. die Szene im Café als eine Form globaler *supply chains* (Tsing 2009) begreift: »Supply chains draw upon and vitalize class niches and investment strategies formed through the vicissitudes of gender, race, ethnicity, nationality, religion, sexuality, age, and citizenship status.« (Ebd.: 158) So lassen sich in diesem Beispiel nicht nur Unterschiede zwischen Produzent*innen, Dienstleister*innen und Kund*innen feststellen. Ebenso müssen spezifische, in globale wie lokale Hierarchien eingebettete soziokulturelle Differenzierungen berücksichtigt werden. Denn, wie Tsing es formuliert: »[A]ll class formation depends on ›noneconomic‹ arrangements of gender, race, ethnicity, nationality, religion, sexuality, age, and citizenship status.« (Ebd.)

Der Kaffeekonsum in Europa fungiert dabei als anschauliches Beispiel für globale, (post-)koloniale Zusammenhänge (vgl. Roseberry/Gudmundson/Samper Kutschbach 1995). Unter Berücksichtigung der Bedeutung des Dienstleistungssektors für den Lebensstandard der (west- wie ost-)europäischen Mittelklassen erweist sich dieser Lebensstandard jedoch nicht nur als abhängig von der Ausbeutung von Arbeitskraft und Ressourcen außerhalb Europas, sondern auch von der Verfügbarkeit von Arbeitskräften zur Übernahme von Service-, Reinigungs- und Pflegearbeiten in Europa. Darin werden zunächst *vergeschlechtlichte* Ungleichheiten deutlich, da diese Tätigkeiten häufig von Frauen ausgeübt werden – zumal Frauen anhand von Geschlechterstereotypen auch eine besondere ›Eignung‹ für diese Arbeiten zugeschrieben wird (vgl. Gutierrez-Rodriguez 2014). Ebenso handelt es sich dabei um Sektoren, in denen verstärkt (in europäischen Kontexten oft als nicht-weiß rassifizierte) Migrantinnen tätig sind, worin sich die Verflechtung vergeschlechtlichter Arbeitshierarchien mit Migrationsregimen und Rassifi-

zierungsmechanismen zeigt (vgl. Ehrenreich 2003, Parreñas 2015). Denn die Aufrechterhaltung des (west-)europäischen Wohlstands hängt v.a. von der Verfügbarkeit *billiger* Arbeitskräfte in Europa ab, die durch die strukturelle wie institutionelle Ausgrenzung bestimmter ethnisiert-rassifizierter und vergeschlechtlichter Personen(-gruppen) gewährleistet wird. So erweist sich der auf institutioneller Ebene, in politischen Narrativen und auch in den Vorstellungen verschiedener Einwohner*innen Europas und darüber hinaus als für alle verfügbar- und erreichbar propagierte Wohlstand vielmehr als ein Privileg bestimmter Gruppen, während andere strukturell ausgeschlossen werden.

In diesem Zusammenhang entfaltet sich die andauernde Wirkmacht europäischer Ost-West-Dichotomien (vgl. Lewicki 2020), die mit dem Fall des Eisernen Vorhangs und dem Zerfall der Sowjetunion Anfang der 1990er Jahre zumindest auf politischer Ebene für beendet erklärt wurden. Dass sich diese Dichotomien vielmehr bloß transformierten, drückt sich bereits darin aus, dass ehemals sozialistische Länder im Osten Europas seit den 1990ern Jahren ›europäisiert‹, d.h. an (implizit west-)europäische Normen angepasst werden sollen oder müssen (vgl. Gressgård/Husakouskaya 2020). Die darin enthaltene Bewertung ›Osteuropas‹ als (noch) nicht ganz ›europäisch‹ dient schließlich auch der Aufrechterhaltung und Legitimation der Prekarisierung migrantischer Arbeitskräfte aus ›osteuropäischen‹ Ländern – insbesondere derjenigen unter ihnen, die klassistisch-rassifizierte Vorstellungen von (West-)Europäisch-Sein nicht verkörperlichen oder verkörperlichen können (vgl. Böröcz/Sarkar 2017, Moore 2013). So lassen sich die östlichen EU-Erweiterungen seit 2004 nicht nur als Anschluss ›osteuropäischer‹ Länder an ein ideelles und sozioökonomisches ›europäisches‹ Kollektiv verstehen, sondern bedeuteten für westeuropäische Länder gleichermaßen die Erschließung und Verfügbarmachung billiger Arbeitskräfte. Denn für prekarisierte Arbeitsmigrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern handelt(e) es sich bei den durch die EU-Beitritte ermöglichten transnationalen Mobilitäten nicht nur um eine Möglichkeit, sondern gleichzeitig auch um eine Notwendigkeit zur Gewährleistung bzw. Verbesserung des Lebensstandards für sich selbst und ihre breiteren familiären Netzwerke (vgl. Keough 2006, Morokvasic 2004). Aus der Abhängigkeit (west-)europäischer Ökonomien von (billigen) Arbeitskräften aus ›osteuropäischen‹ Ländern ließe sich für letztere theoretisch eine Verhandlungsposition hinsichtlich Bezahlung und Arbeitsbedingungen ableiten. An dieser Stelle erweist sich jedoch strukturelle Prekarisierung als integraler Bestandteil kontemporärer neoliberal-kapitalistischer Hierarchien, da Verhandlungspositionen durch unsichere Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten, Armut und die damit einhergehende Abhängigkeit von (Lohn-)Arbeit erschwert oder gar verunmöglich werden. Verstärkt und legitimiert werden diese Ungleichheiten durch die »kulturelle Prekarisierung« (Nowicka 2018) ›osteuropäischer‹ Arbeitskräfte, denen z.B. Qualifikationen und Kompetenzen aufgrund ihres ›Osteuropäisch-Seins‹ abgesprochen werden (vgl. Bauder 2005).

Dieses Zusammenspiel von Prekarisierung und Hierarchisierung von Arbeitsfeldern entlang vergeschlechtlichter, ethnizierter oder rassifizierter und klassistischer Kategorien wird in der Betrachtung der von den Teilnehmer*innen genannten Felder bisheriger (Lohn-)Arbeit deutlich. So nannten sie trotz ihrer unterschiedlichen Hintergründe v.a. den Reinigungssektor, Pflegearbeit, Gastronomie und Serviceindustrie, Landwirtschaft und den Bausektor als Felder ihrer Arbeitserfahrung. Hierbei handelt es sich um Tätig-

keiten, die in Deutschland verstärkt von – zu einem großen Anteil ›osteuropäischen‹ – Migrant*innen ausgeübt werden (vgl. Hess 2006, Rossow/Leiber 2017). Gleichzeitig werden diese Tätigkeiten trotz ihrer Zentralität für gesellschaftliche (Re-)Produktion in ›westeuropäischen‹ Ländern ökonomisch wie ideell betrachtet geringgeschätzt (vgl. Currie 2007, de Castro/Reigada/Gadea 2020, Mulvaney 2013, van Riemsdijk 2013). Ob diese Bewertung dadurch entsteht, dass diese Tätigkeiten v.a. von Migrant*innen ausgeübt werden, oder ob vielmehr v.a. Migrant*innen diese Tätigkeitsfelder zugewiesen werden, weil es sich bei ihnen um gesellschaftlich marginalisierte Gruppen handelt, stellt eine im Kontext der kapitalistischen Ko-Produktion ökonomischer und soziokultureller Hierarchien unauflösbare Frage dar. Festhalten lässt sich jedoch, dass die (Re-)Produktion dieser Arbeitshierarchien in Deutschland bzw. europaweit strukturell bedingt ist und gefördert wird, indem z.B. das Aufenthaltsrecht an die Ausübung einer Lohnarbeit gebunden wird oder – im Falle von EU-Bürger*innen – die Arbeitnehmerfreizügigkeit es ermöglicht, Arbeitsverhältnisse zu flexibilisieren und Beiträge zu Sozialleistungen auf-seiten der Arbeitgeber*innen einzusparen.

Dabei ist abermals zu betonen, dass es sich bei ›osteuropäisch‹ nicht um eine fixe und eindeutig eingrenzbare Kategorie handelt, sondern um eine von verschiedenen lokalen und historischen Gegebenheiten abhängige – und damit relationale – Konstellation verkörperlicher Merkmale und Zugehörigkeiten im Kontext vergeschlechtlichter, ethnisiert-rassifizierter und sozioökonomischer europäischer Hierarchien (vgl. Kapitel 5). Gerade im Zuge der politischen und sozioökonomischen Umbrüche seit den 1990er Jahren haben sich in allen im Rahmen dieser Arbeit berücksichtigten Herkunftsländern durchaus reiche Eliten und eine bürgerliche Mittelschicht etabliert (vgl. Gagyi 2021, Szelenyi/Szelenyi 1995), die von den beschriebenen Prozessen kaum oder anders als die Teilnehmer*innen betroffen waren. Damit einhergehende Zugänge zu finanziellen Ressourcen, höheren Bildungsabschlüssen (z.T. an ›westeuropäischen‹ Universitäten) und Anpassungsfähigkeiten an die Idealvorstellungen einer (west-)europäischen, weißen, cisheteronormativen und christlichen Mittelklasse tragen dazu bei, dass sich im Hinblick auf ihre regionale Herkunft osteuropäische Personen nicht per se in einer prekarisierten Lebenssituation wiederfinden oder dass sie diese zumindest aufgrund dieser Ressourcen anders navigieren können (vgl. Jockenhövel-Schiecke 2017).

Wie jedoch Forschungsarbeiten zu Mittelklasse-Migrant*innen aus Ländern im östlichen Europa in Deutschland bzw. Westeuropa aufzeigen (ebd.), vermögen entsprechende finanzielle oder soziokulturelle Ressourcen es nicht immer, die Dichotomie zwischen (west-)europäisch und ›osteuropäisch‹ gänzlich aufzuheben. Gerade hier entfalten lokale Gegebenheiten und Hierarchien ihre Bedeutsamkeit. Denn während eine Abwertung ›Osteuropas‹ zwar als deutschlandweites Phänomen betrachtet werden kann, kommt diese Kategorie abhängig von lokalen Verhältnissen unterschiedlich zum Tragen. Im Falle von Berlin als deutscher Hauptstadt und Anlaufstelle für viele Menschen aus aller Welt werden z.B. soziokulturelle Hierarchisierungen am neoliberal-kapitalistischen Arbeitsmarkt mitunter aufgrund der größeren Konkurrenzsituation verstärkt. Dazu trägt ebenfalls bei, dass das Einkommensniveau in Berlin im Vergleich zu anderen deutschen Städten niedrig(er) liegt. So handelte es sich nicht bei allen Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts um Personen, die z.B. über geringe oder keine Bildungsabschlüsse verfügten. Einige Teilnehmer*innen studierten oder hatten

studiert, fanden sich aber dennoch in prekarisierten Arbeitsverhältnissen wieder, da z.B. Abschlüsse ›osteuropäischer‹ Institutionen geringer bewertet wurden als vergleichbare Abschlüsse ›westlicher‹ oder ›westeuropäischer‹ Institutionen und sie dadurch angesichts hoher Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt schlechtere Chancen auf höher dotierte Jobs hatten.

In gewisser Weise traf dies auch auf Monika zu, die zwar keine höhere formale Ausbildung abgeschlossen hatte, aber als Künstlerin theoretisch zu verschiedenen Förder- und Finanzierungsprogrammen in Berlin Zugang gehabt hätte. Da ihre Kunst aber abseits queerer Subkulturen nur bedingt als solche anerkannt wurde und sie sich aufgrund ihres soziokulturellen Hintergrundes nicht den Idealen der Berliner bzw. deutschen cisheterosexuellen Mittelklasse-Kunstwelt anpassen konnte (und wollte), musste sie auf prekäre Gelegenheitsjobs zur Einkommensgenerierung zurückgreifen. Die Erfahrung prekärer Arbeitsbedingungen sowie die im Kontakt mit Kunden erfahrene Abwertung prägten ihre Wahrnehmung von Arbeitswelten. So verstand sie Lohnarbeit z.B. nicht als sinnstiftende Tätigkeit, sondern als Überlebensnotwendigkeit, die sich negativ auf ihre Lebensqualität auswirkte. Dass es sich somit bei Prekarisierung nicht nur um eine Frage der Arbeits- und Einkommensverhältnisse handelte, sondern sich aus ihr auch spezifische Subjektivitäten und Perspektiven ergaben, zeigte sich schließlich in den Narrativen vieler anderer Teilnehmer*innen.

Prekarisierung als verkörperliche Erfahrung

»Ich wollte nicht mehr für fünf Euro putzen gehen, mich kaputt machen, da ist mir das [die Sexarbeit, Anm. UP] lieber«, erzählte Kasia. Das »Kaputtmachen«, die verkörperlichen Auswirkungen prekarisierter Arbeitsverhältnisse (außer- wie innerhalb der Sexarbeit) waren ein häufiges Thema in den Narrativen der Teilnehmer*innen. Körperlich anstrengende Arbeit z.B. im Pflege- oder Reinigungssektor führte zu Erschöpfung und gesundheitlichen Problemen, die durch lange Arbeitszeiten und mangelnde Freizeit verstärkt wurden – oder auch durch Alkohol- und Drogenkonsum als Kompensationsmechanismen, wie in Ewas Fall. Dass diese Erfahrungen, Unsicherheiten und Vulnerabilitäten mitunter alle Lebensbereiche der Teilnehmer*innen beeinflussten und bestimmten, und sie in alltäglichen Anstrengungen des Überlebens keinen Raum für ein *gutes Leben* sahen, erinnert an die Charakterisierung von Prekarisierung als Zustand eines »unlebaren« (*unlivable*) Lebens, wie Butler (2015) es beschreibt:

»Perhaps we cannot use one word to describe the conditions under which lives becomes unlivable, yet the term ›precarity‹ can distinguish between modes of ›unlivability‹: those who [...] mark the condition of being part of a dispensable or expendable workforce for whom the prospect of a stable livelihood seems increasingly remote, and who live in a daily way within a collapsed temporal horizon, suffering a sense of a damaged future in the stomach and in the bones, trying to feel but fearing more what might be felt. How can one ask how best to lead a life when one feels no power to direct life, when one is uncertain that one is alive, or when one is struggling to feel the sense that one is alive, but also fearing that feeling, and the pain of living in this way? Under contemporary conditions of forced emigration and neoliberalism,

vast populations now live with no sense of a secure future, no sense of continuing political belonging, living a sense of damaged life as part of the daily experience of neoliberalism.« (Butler 2015: 201f)

So waren es auch für die Teilnehmer*innen nicht nur die konkreten körperlichen Probleme, die sich durch prekarisierte Arbeit ergaben, sondern auch die mit Prekarisierung einhergehenden mangelnden Perspektiven und Aussichten auf Verbesserung, die ihre Lebensrealitäten maßgeblich prägten. Denn wie in Kapitel 4 diskutiert, handelte es sich bei den mobilen Orientierungen der Teilnehmer*innen mitunter um grausamen Optimismus (Berlant 2011) angesichts eines Verfangen-Seins in Lebensumständen, die zwar ein Leben, aber nicht die Verwirklichung eines *›guten Lebens‹* ermöglichen (vgl. Abschnitt 4.1). Denn den Teilnehmer*innen standen durchaus Möglichkeiten der Lohnarbeit zur Verfügung, allerdings nur unter Umständen, bei denen auch ein beinahe bis zur Selbstaufgabe reichender Arbeitseinsatz nicht dazu beitrug, ihren angestrebten Subjektivitäten näherzukommen.

An dieser Stelle eröffnet sich eine weitere Dimension der Verkörperung *›osteuropäischer‹* Zugehörigkeiten bzw. Zuschreibungen. Als für die Aufrechterhaltung europäischer Ökonomien notwendige Kategorie der Differenzierung und Hierarchisierung handelt es sich bei dem (dennoch relationalen und fluiden) Konzept des *›Osteuropäisch-Seins‹* um eine Kategorie, die nicht nur anhand verkörperlicher Merkmale festgeschrieben oder ausgedrückt wird, sondern durch die Prekarisierung derart kategorisierter Personen auch in die verkörperliche Erfahrung und subjektive Wahrnehmung von Lebens- und Arbeitswelten eingeschrieben wird. Dass damit unter Umständen auch eine Internalisierung der eigenen Marginalisierung als *›osteuropäisch‹* einhergeht, zeigt sich in den Erzählungen vieler Teilnehmer*innen, die zwar ihre Arbeitsbedingungen kritisierten, ihre Umstände insgesamt aber nicht grundlegend in Frage stellten, sondern ihre Subjektivitäten und soziokulturellen Positionierungen entlang derselben neoliberalen (west-)europäischen Ordnungen und Hierarchisierungen verhandelten, die ihre Marginalisierung bedingten (s. Abschnitt 7.2).

Butler betont in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, diese Formen von Prekarisierung von dem Konzept der Sklaverei zu unterscheiden, was gerade im Kontext von Sexarbeitsdiskursen und der darin häufig auftretenden Gleichsetzung von Sexarbeit und Menschenhandel als Form *›moderner Sklaverei‹* (vgl. Day 2009) eine zentrale Ergänzung zum Verständnis der Perspektiven, aber auch Handlungsmöglichkeiten der Teilnehmer*innen darstellt (vgl. Andrijasevic 2010, 2021, Cruz 2018, Finger 2016, Kem-padoo/Sanghera/Pattanaik 2012, Le Breton 2011):

»Because contemporary forms of economic abandonment and dispossession that follow from the institutionalization of neoliberal rationalities or the differential production of precarity cannot for the most part be analogized with slavery, it remains important to distinguish among modalities of social death.« (Butler 2015: 201)

So macht auch Cruz (2018) darauf aufmerksam, dass die Erfahrungen von Migrant*innen in der Sexarbeit auf einem Kontinuum von *›Arbeitsunfreiheiten‹* (*labor unfreedoms*) verortet werden müssen, das sich für Migrant*innen in der Kombination vergeschlechterlicher, rassifizierter und rechtlicher Faktoren als Ausdruck neoliberal-kapitalistischer

(Re-)Produktionsordnungen in vielen Bereichen ergibt (ebd.: 88). Dass Sexarbeit sich so mit in einigen Punkten nicht von allgemein prekarisierten Arbeitsbedingungen für Migrant*innen unterscheidet, wurde auch in den Erzählungen der Teilnehmer*innen deutlich. Dies bestätigt die Notwendigkeit, Sexarbeit angesichts prekarisierter Arbeitswelten nicht (nur) als Sonderfall darzustellen, sondern Abhängigkeiten und Ausbeutungsmechanismen als breit gefächertes Problem, gerade im Kontext kontemporärer kapitalistischer *supply chains*, zu begreifen (Andrijasevic 2021). Auch die Motivationen der Teilnehmer*innen und anderer Migrant*innen für die Involvierung in Sexarbeit müssen in diese breiteren Kontexte eingebettet werden.

Sexarbeit als (scheinbarer) Ausweg

Butler stellt die erwähnten Ausführungen in Zusammenhang mit der Frage, wie ein »gutes Leben« im »schlechten« geführt werden kann (Butler 2015: 193ff). Wie oben zitiert, schien zumindest Ewa mit bzw. durch Sexarbeit eine Antwort auf diese Frage gefunden zu haben. Damit propagierte sie jedoch keineswegs Sexarbeit selbst als »gute« Tätigkeit. Vielmehr war sie ein Mittel, ihrem prekarisierten »schlechten« Leben zu entkommen und ihre Vorstellungen eines »guten Lebens« zu verfolgen (vgl. Kapitel 4). Dass die Aufnahme der Sexarbeit somit keine Entscheidung explizit für Sexarbeit, sondern v.a. gegen andere prekäre Arbeitsverhältnisse als erhoffter Ausweg aus der Prekarisierung darstellte, war ein wiederkehrendes Narrativ in den Erzählungen vieler anderer Teilnehmer*innen.

»I am staying in sex work because it can make a lot of money fast. It provides me with financial stability«, erklärte z.B. Irina. Ihre Situation veranschaulichte, dass nicht nur armutsbetroffene Migrant*innen ohne Zugang zu formaler Bildung von Formen der Prekarisierung betroffen waren (vgl. Amesberger 2019), denn Irina verfügte über einen Studienabschluss und umfangreiche Sprachkenntnisse. Ihre finanziell prekäre Situation ergab sich allerdings in Kombination aus den für sie als russische Staatsbürgerin geltenden Visabestimmungen für Studierende und dem Umstand, dass sie als ›Osteuropäerin‹ auf dem Berliner Arbeitsmarkt schlechtere Chancen hatte. Obwohl für sie zwar die Aussicht auf eine etwaige Stabilisierung ihrer Verhältnisse nach Abschluss ihres Studiums (und einer Jobsuche in anderen Städten bzw. Ländern) bestand, war ihr Studium in Berlin von ständigen finanziellen Sorgen begleitet. Derartige Sorgen waren für viele Teilnehmer*innen ein ausschlaggebender Grund für ihre Involvierung in Sexarbeit. In Irinas Worten zeigte sich aber, dass dabei nicht nur die Deckung eines unmittelbaren finanziellen Bedarfs im Vordergrund stand, sondern auch die Möglichkeit von bzw. Hoffnung auf Stabilität in einer anderweitig instabilen und prekarisierten Lebenssituation.

Wie bereits in Kapitel 4 angesprochen, zeichnete sich für einige Teilnehmer*innen Sexarbeit auch durch die Möglichkeit einer flexiblen Arbeits(-zeit-)gestaltung aus. Den entsprechenden Teilnehmer*innen ging es dabei nicht bloß um einen Wunsch nach mehr Freizeit, sondern in Anbetracht äußerst langer Arbeitszeiten in anderen Bereichen auch darum, überhaupt ein Leben abseits der Lohnarbeit zu führen. Die Kombination aus (potenziell) größerer finanzieller und zeitlicher Flexibilität eröffnete die Möglichkeit oder Hoffnung, bestimmte ›europäische‹ Subjektivitäten abseits prekarisierter Lebenswelten zu verwirklichen (vgl. Abschnitt 4.1 und 4.2). Insofern erwies sich Sex-

arbeit durchaus nicht als ein Job wie jeder andere – aus Sicht vieler Teilnehmer*innen jedoch v.a. dahingehend, dass Sexarbeit im Vergleich zu anderen ihnen zugänglichen Arbeitsfeldern (vermeintlich) Vorteile hinsichtlich ihrer mobilen Orientierungen bot.

Aus vielerlei Gründen, die bereits in vorangegangenen Kapiteln angesprochen wurden und auch in den folgenden Abschnitten diskutiert werden, handelte es sich bei Sexarbeit jedoch um eine äußerst ambivalente Alternative zu anderen prekären Arbeitsverhältnissen. Denn obwohl die Teilnehmer*innen durch Sexarbeit manche Ausdrucksformen von Prekarisierung überkommen konnten oder wollten, war Sexarbeit selbst eine auf verschiedenen Ebenen prekäre Tätigkeit, die ebenfalls Abhängigkeiten, Ausbeutungsmöglichkeiten und verkörperliche Erfahrungen von Prekarisierung bedingte. Schließlich baut das weitreichende und vielfältige Angebot von Sexarbeit ebenso auf einer *supply chain* auf, im Rahmen derer die skizzierte Marginalisierung (nicht nur) »osteuropäischer« Migrant*innen die Verfügbarkeit billiger(er) Sexarbeit gewährleistet, die zur Deckung des Bedarfs an sexuellen Handlungen zur Verwirklichung individualisierter sexueller Subjektivitäten im (auch sexuell) neoliberalen (West-)Europa notwendig ist (vgl. Agustín 2006). Bevor ich mich der Frage zuwende, inwiefern Sexarbeit dabei auch hinsichtlich der für sie spezifischen Formen von Gewalt nicht als ein Job wie jeder andere zu verstehen ist, widme ich mich im folgenden Abschnitt der Frage, wie die ambivalente Position von Sexarbeit bereits in der durch sie eröffneten Möglichkeit der Verhandlung (ost-)europäischen Subjektivitäten deutlich wird.

7.2 Ambivalente Kämpfe um Anerkennung und sozialen Aufstieg

»Ich geh zwölf Stunden am Tach arbeiten, und ich zahle meine Steuern und alles, und ich klau nicht, und ich nehme kein Geld vom Staat. Ich brauche sowas eigentlich gar nicht, weil so lange ich jung bin, verdiene ich selber mein Geld, ja!«, postulierte Felicia energisch in einer Mischung aus akzentbehaftetem Hochdeutsch und Berlinerisch. Evoziert wurde diese Aussage durch Felicias Ärger über die einseitige mediale Darstellung »osteuropäischer Prostituierter« in Deutschland. In unserem Gespräch grenzte sie sich jedoch nicht nur von der Annahme ab, dass alle »osteuropäischen Prostituierten« Zuhälter hätten. Viel mehr noch präsentierte sie sich als fleißig arbeitende Person in Abgrenzung zu einer für sie diesen Darstellungen ebenso inhärenten Zuschreibung, dass »osteuropäische« Migrant*innen arm und faul seien (vgl. Abschnitt 5.3). Für Felicia hatte Sexarbeit als Form von Lohnarbeit also nicht nur eine Bedeutung als Einnahmequelle: (Lohn-)Arbeit besaß für sie auch einen ideellen Wert.

Felicias Betonung ihrer finanziellen Selbstständigkeit durch Lohnarbeit in Abgrenzung von denjenigen »Osteuropäer*innen«, die von staatlicher Unterstützung abhängig waren, lässt sich dabei als Ausdruck neoliberaler Verständnisse von Zugehörigkeiten und *citizenship* verstehen, die Arbeit, Erwerbstätigkeit und Leistung als Grundlage gesellschaftlicher Teilhabe konzipieren (Matejskova 2013a: 986ff). Demgegenüber wird Armut und Abhängigkeit von Sozialleistungen als individuelles Fehlverhalten interpretiert, was einerseits die oben skizzierten strukturellen Hintergründe von Armut und Prekarisierung verschleiert und andererseits Betroffene zudem als »leistungsunwillige« oder »faule« Personen stigmatisiert (Ivasiuc 2017: 3f). Diese Zusammenhänge zwischen leis-

tungsorientierter Arbeit, Ansprüchen auf gesellschaftliche Teilhabe und rechtlichen wie soziokulturellen Definitionen von (Staats-)Bürgerschaft und Zugehörigkeiten werden auch im aktuellen Migrationsrecht und entsprechenden Regulierungen in Deutschland (und darüber hinaus) deutlich, im Rahmen derer Ansprüche auf Sozialleistungen oder die Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft an Erwerbstätigkeit und ausreichendes Einkommen geknüpft sind (vgl. Matejskova 2013a).

In den europäischen (post-)sozialistischen Ländern wurde bis in die Wendejahre der späten 1980er bzw. der frühen 1990er Jahre eine etwas anders gelagerte soziokulturelle Interpretation von Arbeit propagiert und gelebt, die zwar ebenso Arbeit eine wichtige Bedeutung zuwies (Stout 2014: 2f), sie aber als eine vom Staat zur Verfügung gestellte Grundlage kollektiver Zugehörigkeiten definierte (Matejskova 2013a: 993ff). Da die meisten Teilnehmer*innen jedoch erst in den 1980er und 1990er Jahren geboren wurden, ist ein direkter Bezug zu diesem Arbeitsverständnis anzuzweifeln. Nicht auszuschließen ist aber, dass ein derartiges Arbeitsverständnis durch die Eltern oder breitere familiäre bzw. soziale Netzwerke tradiert wurde. Wie Matejskowa (ebd.) in diesem Zusammenhang aufzeigt, ist eine derartige Auffassung von Arbeit mit neoliberaler Arbeitsethik nicht inkompatibel, sondern trägt mitunter zu einer verstärkten Internalisierung der Abwertung von z.B. Arbeitslosigkeit bei, die sich auch in Felicias Worten wiederfindet. Denn wie auch Chelcea und Druř (2016) zeigen, haben sich die ehemals sozialistischen Länder Europas nicht trotz, sondern auch wegen ihrer sozialistischen Vergangenheit zu Regionen entwickelt, in denen neoliberaler Arbeits- und Wertvorstellungen mitunter weiter verbreitet sind als in den weitaus länger neoliberal-kapitalistischen Ländern im Westen Europas.

Vor diesem Hintergrund war Sexarbeit für Felicia jedenfalls nicht bloß eine Einnahmequelle, sondern auch eine Möglichkeit, sich als ›osteuropäische‹ Migrantin gesellschaftliche Anerkennung durch ›harte Arbeit‹ zu verdienen, die ihr allerdings aufgrund der moralischen Abwertung der Sexarbeit verwehrt blieb. Nicht nur für sie ergab sich aus diesem Spannungsfeld ein komplexes Gefüge aus Handlungsspielräumen und Aushandlungsnotwendigkeiten der eigenen Subjektivitäten und Positionalitäten in deutschen Arbeitsmärkten und soziokulturellen Hierarchien. Diese Verhandlungen wurden dabei nicht nur durch Sexarbeit bzw. das Einkommen aus der Sexarbeit ermöglicht oder bedingt, sondern fanden auch innerhalb der Sexarbeit statt. Dabei zeigte sich, dass Handlungsspielräume der Teilnehmer*innen ebenso auf verschiedenen Aus- und Abgrenzungen anderer (arbeitsloser, sexarbeitender, armer, z.T. ›osteuropäischer‹ und/oder entlang ethnisch-rassifizierter Kategorien abwertend beurteilter) Personen beruhten, und ihre individuellen Aushandlungen damit strukturelle Differenzierungen und Hierarchisierungen gleichzeitig herausforderten und reproduzierten.

Sexarbeit als Raum der Verhandlung neoliberaler ›europäischer‹ Zugehörigkeit

›Also ehrlich gesagt, es gibt ja Leute, die nicht arbeiten gehen, keinen Bock haben, um fünf Uhr morgens aufzustehen und arbeiten zu gehen und nur auf das Geld vom Staat warten. Und so wird das nichts. Wie viele wissen, wir haben ja jetzt einen deutschen Präsidenten [in Rumänien, Anm. UP] und der versucht, alles zu machen, aber wenn die Leute nicht mitmachen, dann sind sie selber schuld. Aber da denkt man automatisch, war-

um ist Rumänien arm, oder warum ich habe morgen nichts zum Essen, aber das sind ja die Leute, die das selber machen«, führte Felicia weiter aus. In ihren Worten wurde nicht nur die Abwertung von Arbeitslosigkeit als persönliche Verfehlung deutlich, sondern auch die Verbindungen, die Felicia in diesem Zusammenhang mit verschiedenen europäischen ethnisiert-nationalistischen Zuschreibungen sah.

Bei dem erwähnten »deutschen« Präsidenten handelte es sich um Klaus Iohannis, der als erstes Mitglied der deutschsprachigen Minderheit in Rumänien im Jahr 2014 zum Präsidenten des Landes gewählt wurde. Dass Felicia die ethnische Zugehörigkeit des Präsidenten besonders hervorhob, muss hier einerseits im spezifischen Kontext rumänischer Geschichte und dem Umgang mit und der Bewertung der deutschsprachigen Minderheit im Land betrachtet werden (vgl. Cercel 2019). Die positive Bewertung des (auch) Deutsch-Seins des rumänischen Präsidenten war andererseits an eine Bewertung Deutschlands als Idealbild von Fortschritt und Leistungsfähigkeit anschlussfähig, die auch von Teilnehmer*innen aus anderen Herkunftsländern geteilt wurde. Diese Vorstellung speiste sich aus den für die Teilnehmer*innen frustrierenden Erfahrungen mit prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen in ihren jeweiligen Herkunftsländern. Demgegenüber wirkten hegemoniale Vorstellungen der v.a. in ›Westeuropa‹ verwirklichten bzw. verwirklichbaren Vorteile ›europäischer‹ Einigkeit als Inspiration für eine Idealisierung u.a. Deutschlands als (imaginierter) Raum, in dem Wohlstand und Sicherheit verwirklicht werden konnten. Auch an diesem Punkt zeigt sich, dass die Migrationsbewegungen der Teilnehmer*innen nicht bloß durch finanzielle Kalkulationen bedingt waren, sondern auch durch ideelle Vorstellungen, deren Ursprung (auch) in der Selbstdarstellung ›westeuropäischer‹ Länder als Zentrum europäischer Werte und Erfolge liegt.

Weder Felicia noch viele andere Teilnehmer*innen verfolgten dabei das Ziel, explizit Teil der ›deutschen‹ Gesellschaft bzw. eines ›deutschen‹ Kollektivs zu werden. Schließlich beschrieb sich Felicia auch als Person, der Rumänien »im Blut« lag (vgl. Abschnitt 5.3) und die ähnlich wie z.B. Jelena ihre Herkunft »nicht leugnen« wollte. Auch wenn sich in Felicias Narrativ zwar eine teilweise Internalisierung der Abwertung ›Osteuropas‹ widerspiegeln, so war ihre Motivation, in Deutschland zu arbeiten, gleichermaßen von dem Ansinnen geprägt, sich als Rumänin als Teil eines ›europäischen‹ Kollektivs zu behaupten. Dass hartes Arbeiten, Steuern, (finanzielle) Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von staatlichen Leistungen darin eine zentrale Rolle einnahmen, zeigt die enge Assoziation hegemonialer Europavorstellungen mit neoliberalen Ideen von Zugehörigkeit und *citizenship* (vgl. Hansen 2000). Dass sie insbesondere Deutschland als Raum nutzen wollte, um eine derartige Subjektivierung zu verfolgen, verdeutlicht zudem, dass diese Vorstellungen trotz vermeintlicher europäischer Gemeinsamkeiten auf Hierarchisierungen europäischer Nationalstaaten aufbauen.

Die Umsetzung dieser Vorstellungen war für die Teilnehmer*innen in Deutschland jedoch aufgrund ihrer strukturellen Ausschlüsse als ›Osteuropäer*innen‹ schwierig. Während Sexarbeit in diesem Zusammenhang für einige Teilnehmer*innen eine Möglichkeit darstellte, prekären und insbesondere gering bezahlten Arbeitsverhältnissen zu entkommen, erschwerte der Einstieg in eine gesellschaftlich stigmatisierte Tätigkeit gleichzeitig Bemühungen um eine im Kontext soziokultureller Moralvorstellungen verortete Anerkennung als arbeitendes Subjekt. Insofern hatte Felicia viel an dieser Stigmatisierung zu kritisieren, allerdings nicht nur in Bezug auf die Visktimisierung

›osteuropäischer Prostituierter‹, die Personen wie ihr jegliche Handlungsfähigkeiten absprach. Ebenso störte sie, dass aufgrund der engen Verknüpfung von Sexarbeit mit hegemonialen geschlechterspezifischen Vorstellungen von Sexualität die *Arbeit* in der Sexarbeit nicht wahrgenommen wurde:

»Viele denken, die geht auf Arbeit, macht die Beine breit, hat ihren Spaß und kriegt auch Geld dafür, stimmt aber alles nicht. Viele sagen zu uns Schlampen, es ist ja keine Schlamperei, viele wissen ja auch nicht, dass die Gäste mal riechen, oder es Gäste gibt, die nicht so nett sind, dann versuchen wir die Situation wieder zu regeln. Die wissen alle nicht wie anstrengend das ist, die zwölf Stunden zu arbeiten, das wissen die Leute alles nicht. Also für die Leute ist Arbeit wahrscheinlich was anderes. Und wer den Job nicht kennt, denkt, da gibt es Spaß und Geld, stimmt alles nicht. Also natürlich hast du auch Spaß, auch dein Geld, aber dann musst du dich auch mit Situationen abfinden, wo die Gäste Idioten sind und da, glaube ich, hast du keinen Spaß mehr.«

Wenn Felicia also für ein Verständnis ihrer Tätigkeit als Arbeit eintrat, tat sie das nicht, um Sexarbeit als besonders ›gute‹ oder gar problemfreie Arbeit zu propagieren. Vielmehr wandte sie sich damit gegen eine Auffassung von Sexarbeit als einer ›einfachen‹ bzw. keiner ›richtigen‹ Arbeit, insbesondere für Frauen, die dafür vermeintlich nur »die Beine breit« machen mussten. Ebenso verwehrte sich Felicia einer Verknüpfung von Arbeit und »Spaß«, was sich einerseits als Kritik eines neoliberalen (Lohn-)Arbeitsverständnisses interpretieren lässt, im Rahmen dessen Arbeit als Form der Selbstverwirklichung und Vergnügen propagiert wird. Dass sie andererseits v.a. Anstrengung als bestimmendes Merkmal gesellschaftlich anzuerkennender Arbeit definiert, ist jedoch wiederum anschlussfähig an die Idealisierung von Leistung bis hin zur (Selbst-)Ausbeutung im Kontext neoliberaler Arbeitsmärkte. Diese Auffassung drückt sich auch in ihrer zuvor zitierten Abgrenzung von denjenigen Personen aus, die nicht (lohn-)arbeiten und somit (vermeintlich) keinen gesellschaftlichen Beitrag leisten. Insgesamt lässt sich Felicias Selbstdarstellung als hart arbeitendes (und Steuern zahlendes) Subjekt somit als Ausdruck komplexer Verhandlungen ihrer Positionierung im Kontext neoliberaler Prekarisierung, ethnisiert-rassifizierten ›europäischen‹ Arbeitshierarchien und hegemonialer Moralordnungen verstehen. In diesem Rahmen eröffnet Sexarbeit Möglichkeiten sozialer Mobilität und reproduziert gleichzeitig sozioökonomische Hierarchien. Denn die moralisch ambivalente Position von Sexarbeit bedingt den Rückgriff auf arbeits- und leistungsbasierte Abgrenzungsmechanismen zum Ausdruck der angestrebten Zugehörigkeit zu einem »hart arbeitenden« ›europäischen‹ Kollektiv – gerade auch wegen der erlebten moralischen Abwertung. Neben der Interpretation bzw. Bedeutung von Sexarbeit als ›harter Arbeit‹ als Ausdruck (neoliberaler, west-)›europäischer‹ Subjektivitäten standen für manche Teilnehmer*innen die durch Sexarbeit erworbenen finanziellen Mittel als Möglichkeit der Verhandlung ihrer sozioökonomischen und soziokulturellen Positionierungen im Vordergrund.

Verhandlungen von Klassenzugehörigkeiten durch Sexarbeit

›Und man braucht nicht lügen, das Geld reizt extrem. Vor allem Mädchen, ich denke sogar in der heutigen Zeit noch mehr als mich früher‹, spekulierte Joanna hinsichtlich

der Motivationen junger Frauen, mit der Sexarbeit anzufangen. Als ich nachfragte, ob der Reiz darin läge, dass es viel Geld sei, antwortete sie:

»Es ist schnelles Geld und das ist einfach. Ich sehe Mädels, die einfach mal mit zehn Jahren, Anm. UP] ein iPhone haben et cetera und ich meine, das kostet ja alles Geld. Und irgendwann willst du mehr, schöne Handtaschen, schöne Schuhe et cetera, das verleitet glaube ich schon. [...] Ich glaube, wenn man einmal drin ist, kommt man nicht so schnell raus, das ist einfach das, man lernt diesen schnellen Verdienst, und oft hat man Situationen. Ich weiß während meiner Abizeit, oder während meiner Ausbildung war das Geld halt knapp, das Azubigeld, und die Kosten sind hoch, Miete et cetera und dann greift man immer wieder mal dazu, um sich auch was zu gönnen. Und wenn man es einmal gemacht hat, hat man nicht mehr diese moralische Bremse, dann ist es einfach, man macht's.«

Joanna präsentierte damit eine Interpretation von Sexarbeit, die sich an mehreren Punkten von Felicias Betonung der harten Arbeit wesentlich unterschied. Deutlich wird die Zentralität des »Geldmachens« nicht nur als (Über-)Lebensnotwendigkeit, sondern gerade für prekarisierte bzw. armutsbetroffene Personen auch als Ausdruck von Unabhängigkeit, Emanzipation und eines bestimmten Lebensstandards (vgl. Abschnitt 4.1). Dass sie Sexarbeit in diesem Zusammenhang als »einfach« bezeichnet, bedeutet ähnlich wie in Felicias Ausführungen nicht, dass es sich dabei um eine einfache oder problemlose Tätigkeit handelt, sondern dass Sexarbeit einen im Kontext prekarisierter Arbeitswelten (scheinbar) einfach(er)en Weg darstellt, schnell (viel) Geld zu machen. Moralische Überlegungen und Bewertungen spielten auch für sie dabei eine Rolle, allerdings v.a. als Hürde, die überkommen werden muss, um der Tätigkeit nachgehen zu können. Im Vergleich zu Felicias Argumentation entfaltet sich an diesem Punkt die Vielschichtigkeit der mit der Aufnahme der Sexarbeit einhergehenden Verhandlungen moralischer Positionierungen angesichts prekärer Lebenssituationen. Während für Felicia Sexarbeit die moralisch ›bessere‹ Option zur Einkommensgenerierung im Gegensatz zum Stehlen oder zu Sozialleistungen war, interpretierte Joanna die moralische Stigmatisierung von Sexarbeit als »Bremse«, die zwar zunächst von einem Einstieg abhalten konnte, aber dann, sobald überkommen, kein Hindernis mehr darstellte (und dennoch nicht ganz verschwunden war).

Während die Frage der Subjektivierung als (hart) arbeitende Person durch Sexarbeit für Joanna nicht im Vordergrund stand, erwiesen sich in ihrer Beschreibung die Relationalitäten zwischen Einkommensgenerierung, moralischen Fragen und mobilen Orientierungen in Richtung eines Lebensstandards (west-)europäischer Mittelklassen als zentrales Spannungsfeld. Dahinter lässt sich ein weiterer Ausdruck von Prekarisierung erkennen: Joanna und weitere Teilnehmer*innen verfügten durchaus über andere Einkommensmöglichkeiten bzw. in Joannas Fall zum Zeitpunkt der Forschung auch über weitere Einkommensquellen. Mit diesen jedoch meist gering bezahlten und teilweise informellen Jobs ließen sich zwar die notwendigsten Ausgaben abdecken, doch die angestrebte sozioökonomische Mobilität wurde durch die prekären Arbeitsbedingungen in diesen Jobs verunmöglicht.

An diesem Punkt traten besonders geschlechterspezifische ökonomische Ungleichheiten zutage, da sich gerade die Teilnehmerinnen in aufgrund ihrer Feminisierung ge-

ring bezahlten (Teilzeit-)Jobs wiederfanden. Die (oftmals alleinerziehenden) Mütter unter ihnen hatten aufgrund der Kinderbetreuung zusätzliche finanzielle Verpflichtungen zu erfüllen (vgl. Abschnitt 4.2). Joannas Aussage ergänzt diese Problematik um einen weiteren Punkt, nämlich den Wunsch, sich »etwas zu gönnen« oder teure (Luxus-)Güter zu erwerben. Dieser Wunsch wird in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Armut und Prekarität als individuelles Fehlverhalten mitunter moralisch negativ bewertet – etwa als den prekären Umständen entsprechend unangemessen oder ›gierig‹. Diese Bewertung lässt sich jedoch als Festbeschreibung soziökonomischer Klassenhierarchien verstehen. Im Rahmen neoliberaler Ordnungen wird konsumorientiertes Verhalten und der Erwerb materieller (Luxus-)Güter durchaus als positiver Ausdruck von Zugehörigkeiten zu (in diesem Fall) einer (west-)europäischen Mittelklasse interpretiert, gleichzeitig aber armutsbetroffenen Personen nicht zuerkannt.

So muss der Wunsch nach »schönen Schuhen« oder teuren Smartphones für die Teilnehmer*innen nicht ausschließlich als Anpassung an neoliberalen Idealen von Konsum gewertet werden. Gerade für armutsbetroffene und prekarisierte Personen ist diese Art von Konsum gleichermaßen notwendig für das Überkommen einer Wahrnehmung als ›arm‹ und als Ausdruck (vergeschlechtlichter) sozialer Positionierungen in einer Gesellschaft, in der Reichtum nicht nur über den Kontostand, sondern auch durch das Tragen bestimmter Kleidung, Anpassung an bestimmte Schönheitsnormen und Ähnliches ausgedrückt wird. Da, wie in Kapitel 5 thematisiert, Verkörperlichungen von arm und reich auch entlang von Ost-West-Dichotomien interpretiert werden, handelte es sich für die Teilnehmer*innen bei diesen Aushandlungsprozessen schließlich auch um eine Frage nicht nur ihrer soziökonomischen, sondern auch (west- oder ost-)europäischen Zugehörigkeiten.

In Joannas Worten zeigen sich zudem nicht nur die Möglichkeiten, sondern auch manche Abhängigkeiten, die sich durch die Aufnahme der Sexarbeit ergeben können; deutlich werden sowohl die strukturellen Dimensionen von Prekarisierung als auch deren Verschleierung durch individualisierte neoliberalen Vorstellungen von Erfolg durch (schnelles) »Geldmachen«. So ist zu bedenken, dass der Lebensstandard ›europäischer Mittelklassen – abgesehen von wenigen idealisierten Ausnahmen – nicht ausschließlich durch Lohnarbeit gewährleistet wird, sondern durch u.a. familiäres finanzielles und/oder soziokulturelles Kapital, auf das die meisten Teilnehmer*innen nicht zurückgreifen konnten. Sexarbeit als eine Form des schnellen Geldmachens ermöglichte in diesem Zusammenhang v.a. akute bzw. temporäre Möglichkeiten einer Verbesserung des Lebensstandards und des materiellen Ausdrucks sozialen Aufstiegs, kann die zugrundeliegenden soziökonomischen Ungleichheiten allerdings nur bedingt aufheben. Etwas Betonung ihres »guten Lebens« zeigt dahingehend, dass ein (teilweiser) Ausweg aus Prekaritäten durch Sexarbeit jedoch nicht gänzlich unmöglich ist und auch individuelle Eigenschaften wie Umgang mit Geld, soziale Kompetenzen und Ähnliches als differenzierende Faktoren berücksichtigt werden müssen.

Die Ausführungen von Joanna und anderen Teilnehmer*innen verdeutlichen dennoch, dass diese individuellen Dimensionen nicht ausreichend sind oder sein können, um strukturellen Prekaritäten zu entgehen. So bedeutet die Notwendigkeit oder der Wunsch, (teure) materielle Ausdrucksformen soziokultureller Zugehörigkeiten finanziell zu erwerben, vor dem Hintergrund der Prekarisierung z.B. auch, dass Geld immer

wieder ausgegeben werden muss und nicht gespart werden kann. Ergeben sich in derartigen Situationen finanzielle Notfälle, kann es trotz eines höheren Einkommens in der Sexarbeit zu Schulden und Kreditobligationen kommen, die wiederum bedingen, dass schnell mehr Geld gemacht werden muss. Wie Joanna es beschrieb, bietet sich Sexarbeit in diesen Situationen als etwas an, auf das zurückgegriffen werden kann, was wiederum auch die finanzielle Abhängigkeit von der Sexarbeit verstärkt.

Betroffen von derartigen Wechselwirkungen sind bei Weitem nicht nur migrantische Sexarbeiter*innen aus östlichen EU-Ländern. Allerdings ergeben sich für diese Gruppe spezifische Verstärkungen dieser Probleme durch die arbeits- und migrationsrechtlichen Rahmenbedingungen in Deutschland in Kombination mit der marginalen bzw. ambivalenten Position der Sexarbeit in diesem Kontext. Gerade die Interdependenzen zwischen sozialrechtlichen Einschränkungen für EU-Bürger*innen und der Ausübung von Sexarbeit als selbstständige Tätigkeit bedingen zahlreiche Ausschlüsse der Teilnehmer*innen aus verschiedenen, wenn nicht sogar allen Bereichen des deutschen Sozialsystems (vgl. Probst 2022), das in derartigen Fällen eine Möglichkeit der Absicherung hätte darstellen können (vgl. Abschnitt 5.3).

Professionalisierung und die *Whorearchy* als Momente der (Re-)Produktion von Prekarisierung innerhalb der Sexarbeit

Daneben waren es aber auch Teilnehmer*innen selbst, die Sexarbeit abseits staatlicher und steuerlicher Regulierung ausüben wollten, da sie – anders als z.B. Felicia – Sexarbeit als Möglichkeit der Subjektivierung als von jeglichen Unterstützungen und Interventionen unabhängige Personen interpretierten. Dem zugrunde liegt (u.a.) der Umstand, dass sich im Zuge der skizzierten sozioökonomischen Transformationen und Adaptionen neoliberaler Logiken in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen auch die Sexarbeit selbst verändert hatte (vgl. Abschnitt 3.3). Bernstein (2007) beschreibt diese Prozesse als einen Wandel sexueller Ökonomien hin zu einer »postindustriellen« Sexindustrie, die sich u.a. durch eine Diversifizierung und Spezialisierung sexueller Angebote und eine räumliche Fragmentierung auszeichnet, bei der auch die Grenzen zwischen »privaten« und »öffentlichen« Räumen für kommerzielle sexuelle Interaktionen verschwimmen (ebd.: 170). Verstärkt werden diese Entwicklungen durch die zunehmende Digitalisierung der Sexindustrie, die zahlreiche virtuelle Räume eröffnete und damit neue Märkte und Möglichkeiten der Vermarktung erschloss (ebd.). Damit einher ging eine Anpassung an bzw. Adaption von individualisierten (Selbst-)Vermarktslogiken und -möglichkeiten, aber auch die Notwendigkeit einer »zielgruppenorientierten« differenzierten Bewerbung der eigenen Angebote, die wiederum Konkurrenz und Leistungsdruck verstärkte.

Damit werden auch Stratifizierungen und Hierarchisierungen innerhalb der Sexarbeit (re-)produziert. Denn wie gerade das Beispiel der Berliner Sexarbeitslandschaft zeigt, führten diese Prozesse nicht zum gänzlichen Verschwinden anderer Arbeitsformen wie z.B. den von Bernstein als Ausdruck »industrieller« Sexarbeit kategorisierten Straßenstrichen (ebd.). Insofern verbirgt sich hinter dem Begriff Sexarbeit ein aktuell äußerst diversifiziertes Feld, innerhalb dessen verschiedene Formen von (Lohn-)Arbeit vertreten sind. So lässt sich z.B. die Arbeit auf dem Straßenstrich eher im Kontext pre-

kärer informeller Arbeit verorten (vgl. Shah 2014), während z.B. auf Online-Portalen inserierende und an unterschiedlichen geographischen Orten arbeitende Escorts in ihrem Arbeitsmodus mehr Ähnlichkeiten zu (u.U. ebenso prekären) ›digitalen Nomad*innen‹ (Woldoff/Litchfield 2021) aufweisen. Dies bedingt nicht nur unterschiedliche Arbeitsbedingungen, Problemstellungen und Möglichkeiten der Einkommensgenerierung, sondern auch verschiedene Möglichkeiten der Subjektivierung in der bzw. durch die Sexarbeit.

Für Ewa stellte die Arbeit als Escort z.B. eine Möglichkeit dar, sich als selbstständige Unternehmerin zu präsentieren, die ihr Geschäft bewusst und gewinnbringend betrieb. In unserem Gespräch beschrieb sie diesbezüglich nicht nur ausführlich ihre Marketingstrategien, die sie strukturiert und organisiert verfolgte, sondern stellte sich zudem auch als Arbeitgeberin für einen Fahrer dar, der sie zu ihren Kundenterminen brachte, die oft dicht getaktet waren, um ihr neben der Arbeit noch ausreichend Freizeit zu ermöglichen. Im Zusammenhang damit legte sie auch Wert auf den Lebensstandard ihrer Kunden und pflegte gewisse Standards ihrerseits bezüglich möglicher Treffpunkte für Kundentermine, z.B. in gehobenen Restaurants der Stadt. Im Vergleich zu ihrer Tätigkeit als Hotelfachfrau bot ihr die Sexarbeit viel mehr als eine bessere Einkommensmöglichkeit. Früher prekäre Angestellte, war sie nun selbstständig und konnte sich in der (oberen) Mittelklasse bewegen und sich als Teil derselben präsentieren. So verweigerte sie bei unserem Treffen auch die Aufwandsentschädigung von zwanzig Euro, weil es sich dabei für sie um eine vernachlässigungswürdige Summe handelte und sie das Geld »nicht brauchte«. Diese insbesondere im Kontext von (mittel- bis hochpreisiger) Escort-Arbeit gegebene Möglichkeit zur Subjektivierung als erfolgreiche Unternehmer*in ermöglichte es zudem, die mit der Tätigkeit einhergehende Stigmatisierung und moralische Bewertung zu nivellieren (vgl. Hester/Stardust 2020) – was durchaus auch in Ewas Selbstrepräsentation mir gegenüber als erfolgreiche Geschäftsfrau zu berücksichtigen ist.

Während sich in Ewas Selbstdarstellung deutlich eine Anlehnung an neoliberalen Ideale von finanziellem Wohlstand und beruflicher Unabhängigkeit abzeichnete, waren derartige Möglichkeiten der Subjektivierung nicht in allen Feldern der Sexarbeit bzw. für alle sexarbeitenden Personen gleichermaßen gegeben. So setzte Ewas Arbeitsweise u.a. umfangreiche Sprachkenntnisse in Deutsch und Englisch voraus, ebenso wie Kenntnisse in der Bildbearbeitung, im Online-Marketing u.Ä., die sie sich in ihren bisherigen Ausbildungen angeeignet hatte. Teilnehmer*innen ohne derartige Fähigkeiten waren Ewas Arbeitsbereiche entweder von vornherein nicht zugänglich oder sie konnten bzw. mussten sie anders navigieren (vgl. Abschnitt 3.3). Zusätzlich verfolgten auch nicht alle von ihnen eine derartige Subjektivierung als Geschäftsfrau, sondern gingen der Sexarbeit aus anderen Gründen nach. Da die Sexarbeit allerdings selbst nicht außerhalb neoliberal-kapitalistischer Arbeitslogiken operierte, sah sich Ewa dennoch in einer Konkultursituation zu anderen sexarbeitenden Frauen, insbesondere im Kontext der breit gefächerten Sexarbeitslandschaft Berlins.

Diese Konkultursituation bedingte für Ewa die Notwendigkeit einer Spezialisierung bzw. Professionalisierung ihrer Tätigkeit, im Rahmen derer sie gleichzeitig selbst die Abwertung von bestimmten sexarbeitenden Frauen (re-)produzierte. Nachdem sie erwähnte, dass sie in ihrer Arbeit auch Wert auf einen »guten Service« für Kunden leg-

te, fragte ich nach, was für sie dem gegenüber einen »schlechten Service« ausmachen würde, worauf sie antwortete:

»Die Frauen sind sehr kalt, sehr gestellt, haben keinen Spaß an der Sache, sitzen zum Beispiel vor dem Gast mit dem Handy, das darf man gar nicht machen. Oder wenn's mehrere Frauen sind – das passiert auch oft, dass ein Mann sich mehrere Frauen bestellt und eine Party machen will zum Beispiel, wo auch Drogen und so sind – da sagen die Frauen, ja lass uns zusammen auf die Toilette, sowas macht man gar nicht, weil da fühlt sich der Gast verarscht, ne? Oder sie lügen, klauen oder wollen dann irgendwelche geisteskranken Preise, obwohl die Frau aussieht wie seine eigene Ehefrau, da lohnt es sich eigentlich nicht groß, in dich zu investieren. Und auch sehr oft sind die Frauen nicht so wie auf den Bildern, oder versprechen einen Service zu machen, den sie dann nicht machen. Lassen sich zum Beispiel auch nicht an die Brüste fassen oder so, so richtig dämliche Sachen, das ist nicht so gut.«

Anhand von Ewas Beurteilung lassen sich mehrere, miteinander verwobene Mechanismen der (Re-)Produktion sowohl geschlechterspezifischer als auch ethnisiert-rassifizierter Hierarchien erkennen, die über Ewas persönliche Erfahrungen hinaus die Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit beeinflussten. Erstens lässt sich erkennen, dass ihre Definition von »gutem« bzw. »schlechtem Service« in Relation zu hegemonialen Schönheitsidealen und den (sexuellen) Bedürfnissen von cis Männern steht. Derartige hegemoniale Geschlechts- und Sexualitätsvorstellungen werden im breiten Feld der Sexarbeit zwar durchaus an manchen Stellen aufgebrochen, doch in Ewas Ausführungen erweist sich Sexarbeit als Raum der Reproduktion derartiger Normen. Diese wirken sich zweitens im Zusammenhang mit der kommerziellen Dimension von Sexarbeit auf Einkommensmöglichkeiten und Arbeitsansprüche aus. Je besser es gelingt, (durchaus heterogenen) hegemonialen Vorstellungen oder Fetischisierungen von Weiblichkeit (oder Männlichkeit) zu entsprechen – und je besser diese auch entsprechend vermarktet werden – desto bessere Einkommensmöglichkeiten ergeben sich. Daraus resultiert auch die Möglichkeit der Verhandlung bestimmter Faktoren wie z.B. der Klassenzugehörigkeit bzw. -zuschreibung, aber auch ethnischer Zuschreibungen. So konnte ich bei meinen Recherchen beobachten, dass z.B. in hochpreisigen Sektoren der Sexindustrie Kategorisierungen nach »Herkunft« oder »Typ« im Vergleich zu billigeren Online-Portalen einen wesentlich geringeren Stellenwert einnahmen oder gar nicht erwähnt wurden. Tatsächlich ließen sie sich manchmal sogar zu einem Vorteil wandeln, wie im Fall von Ewa, die sich online bewusst als Polin präsentierte – allerdings auch um sich explizit von »Rumäninnen« abzugrenzen.

Für diejenigen, die nicht über ähnliche Ressourcen wie Ewa verfügten, ließ sich eine Spezialisierung v.a. durch niedrige Preise und eine Ausweitung des Angebots über die persönlichen Grenzen hinaus erreichen, wie z.B. Kasia beschrieb: »Und unsere Chefin hat – typisch Berlin – verlangt, dass man ohne Kondom bläst. Was ich eh schon nicht so schön fand, aber manchmal hab ich's wirklich gemacht, dann hab ich mich wieder geekelt und hab gesagt, du hast es schon wieder gemacht.« Kasias Erfahrung zeigt, dass die (Un-)Möglichkeiten der Grenzsetzungen in kommerziellen sexuellen Interaktionen (vgl. Abschnitt 6.4) schließlich nicht nur vor dem Hintergrund der individuellen sozioökonomischen Situation der beteiligten sexarbeitenden Personen verstanden werden müssen.

sen, sondern auch von breiteren Rahmenbedingungen lokaler Sexarbeitslandschaften abhängen.

Teilnehmer*innen wie Ewa wussten sich diese Sexarbeitslandschaften zu Nutzen zu machen, verdeutlichten ihre Worte doch, dass sexarbeitende Personen – abhängig von ihren jeweiligen soziokulturellen Hintergründen – sie für ihre Selbstpositionierung und soziale Mobilitäten aktivieren konnten. Die damit einhergehende Abgrenzung von anderen sexarbeitenden Personen, die z.B. »schlechten Service« leisteten oder nicht gängigen Schönheitsidealen entsprachen, beförderte jedoch auch die Etablierung einer *Whorearchy* (Hester/Stardust 2020: 73), der Hierarchisierung verschiedener Arbeitsfelder in der Sexarbeit. Diese Hierarchisierung trug schließlich wiederum zu einer Verstärkung von Prekaritäten innerhalb bestimmter Arbeitsfelder der Sexarbeit bei, z.B. durch die Distanzierung einiger Teilnehmer*innen vom Arbeitsfeld Straßenstrich, das sie als »billig« bezeichneten. Insofern erwiesen sich die Differenzierungen und Spezialisierungen innerhalb der Sexarbeit als ambivalente Angelegenheit, die einerseits individuelle Aushandlungsspielräume der Subjektivierung entlang hegemonialer (neoliberaler, west-)europäischer Vorstellungen von erfolgreichem Unternehmer*innentum eröffneten, damit aber andererseits strukturelle Prekarisierungen in anderen Feldern der Sexarbeit beeinflussten. Dass sich trotz oder auch wegen dieser Wechselwirkungen durchaus arbeitsbereichübergreifende Problematiken für die Teilnehmer*innen ergaben, steht schließlich im Zentrum des folgenden Abschnitts.

7.3 Gefahren, Gewalt und die Reproduktion der Prekarisierung ›osteuropäischer‹ sexarbeitender Migrant*innen

Dass Ewa großen Wert auf finanziellen Wohlstand legte, spiegelte sich auch in ihren Präferenzen bezüglich ihrer Arbeitsorte in Berlin wider, die die Nachwirkungen der einstigen Teilung der Stadt verdeutlichten. Sie erzählte, dass sie bevorzugt in Westberlin Termine annahm, da potenzielle Kunden im Osten der Stadt tendenziell über weniger Einkommen verfügten und verstärkt versuchten, ihre Preise herunterzuhandeln. Auf meine Nachfrage, an welchen Orten sie sich dann mit Kunden verabredete, antwortete sie:

Ewa: »Ich nehme lieber Termine in Hotels an statt zuhause [bei Kunden, Anm. UP], weil zuhause weiß der Mann immer, wo alles steht, und wo alles ist. Und in einem Hotel fühlt er sich vielleicht nicht ganz so wohl. Also ich hatte noch nie eine unangenehme Situation, aber wenn er mir irgendwas antun würde, dann würde er es mit Sicherheit lieber zuhause machen als in einem Hotel. Deswegen. Naja.«

Ursula: »Weil wir grade bei dem Thema Sicherheit sind, wartet Ihr Fahrer dann [während der Termine]?«

Ewa: »Ja, der ist unten, der kriegt für jede wartende Stunde dann nochmal zehn Euro, also wenn ich zwei Stunden hab, kriegt er zwanzig plus zehn, aber was soll er machen? Ich bin oben, ich müsste ihn extra anrufen, der müsste dann hochkommen, möglicherweise bin ich dann schon tot, oder ich komm gar nicht erst zum Handy, was soll er machen? Im Endeffekt kann man nur die Polizei rufen. Deswegen versteh ich auch diese ganzen Zuhältergangs und so nicht, was sollen die denn auch machen?«

Wenn jemand dich umbringen oder vergewaltigen will, dann macht er das. Und dann schaffst du es nicht, irgendwie noch kurz da deinen Kumpel anzurufen und zu sagen, dass er einmal vorbeikommen soll.«

Ihr beinahe fatalistischer Umgang mit dem Problem, dass sich ein Gefahren- und Gewaltpotenzial in der Sexarbeit trotz jeglicher Professionalisierung nicht gänzlich vermeiden ließ, verdeutlicht zwei Umstände: Erstens lässt sich in Verbindung mit ähnlichen Schilderungen anderer Teilnehmer*innen festhalten, dass sich gerade in der Gewaltproblematik trotz oder neben den vielschichtigen Differenzierungsebenen innerhalb der Sexarbeit verbindende Elemente erkennen lassen. Die Wechselwirkungen zwischen arbeitsformabhängigen Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit und den jeweiligen Positionierungen von sexarbeitenden Personen innerhalb verschiedener soziokultureller Hierarchien bedingen zwar unterschiedliche Potenziale physischer wie psychischer Gewalt erfahrungen und ihrer Navigation (vgl. Le Breton 2011, Sanders/Campbell 2007). *Dass* (verschieden geartete) Gewaltpotenziale bestehen, war jedoch für alle Teilnehmer*innen ein Thema in ihrer Auseinandersetzung mit Sexarbeit, auch wenn sie davon bisher nicht betroffen waren.

Insofern erwies sich Sexarbeit als ambivalente Alternative zu anderen Arbeitsfeldern, da diese Potenziale für Gewalterfahrungen nicht bloß als Ausdruck breiterer struktureller Vulnerabilitäten von im Rahmen geschlechtlicher, ethnisiert-rassifizierter oder sozioökonomischer Hierarchien marginalisierten Personen betrachtet werden können, sondern – damit zusammenhängend – durchaus auch sexarbeitsspezifische Gewaltpotenziale zum Tragen kommen (vgl. Castañeda 2013, Künkel/Schrader 2020, Quesada/Hart/Bourgois 2011). Insofern ist z.B. auch physische Gewaltanwendung von Kunden gegenüber Frauen in der Sexarbeit nicht nur als ein Schauplatz von durch Geschlechterhierarchien legitimierte Gewalt gegen Frauen zu verstehen. Schließlich erfährt die Kategorie ›Frau‹ im Zusammenhang mit anderen soziokulturellen Strukturen verschiedene Differenzierungen, aufgrund derer z.B. ›osteuropäische‹ Frauen gegenüber ›deutschen‹ Frauen abgewertet werden, ebenso wie sexarbeitende Frauen stärkere Stigmatisierung für ihr sexuelles Verhalten erfahren als nicht-sexarbeitende Frauen. Die daraus folgende gesellschaftliche Abwertung ›osteuropäischer‹ sexarbeiten der Frauen drückt sich nicht nur im Kontext der Preisgestaltung aus, innerhalb derer diese Frauen als weniger ›wert‹ eingestuft werden (vgl. Abschnitt 5.2), sondern auch in dem Umstand, dass Gewaltanwendung ihnen gegenüber verstärkt legitimiert wird (vgl. Abschnitt 3.1 und 3.4). Auch in diesem Fall bedeutet eine geschlechterspezifische Dimension allerdings nicht, dass nur bestimmte Geschlechter davon betroffen sind, sondern dass sich diese Gewaltpotenziale für Personen verschiedener Geschlechter unterschiedlich entfalten.

Dass die Teilnehmer*innen mit einem Wissen um derartige Risiken mit der Sexarbeit anfangen bzw. längerfristig darin tätig waren, verdeutlicht zweitens, dass es sich dabei zwar um für sie spezifische Risiken handelte, diese aber im Kontext ihrer prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen bewusst in Kauf genommen wurden. So bedingte die Prekarisierung der Teilnehmer*innen eine Verstärkung von Vulnerabilitäten und Potenzialen für physische und psychische Gewalt in vielen Lebensbereichen, z.B. in Partnerschaften, die aufgrund finanzieller Abhängigkeiten nicht beendet werden konn-

ten, in familiären Zusammenhängen oder auch in anderen Arbeitsfeldern. In diesem Sinne umfasste das Navigieren von Gewaltpotenzialen für die Teilnehmer*innen nicht nur z.B. Vorsichtsmaßnahmen innerhalb der Sexarbeit, sondern auch eine Aushandlung oder Gewichtung verschiedener Formen von Gewalt in unterschiedlichen Formen und Lebensbereichen (vgl. Le Breton 2011). Teilnehmer*innen wie Ewa oder Kasia wogen die möglicherweise in der Sexarbeit auftretenden Probleme gegenüber Zuständen der permanenten Erschöpfung und finanziellen Ausbeutung in anderen Arbeitsfeldern ab. Erstere erschienen ihnen dabei auch deswegen besser handhabbar, da sie als Frauen in vielen Lebensbereichen sexualisierte Gewalt erlebten und der Auffassung waren, deswegen besser mit ihr umgehen zu können – oder sie sich schlichtweg daran gewöhnt hatten. Aufgrund ihrer prekarisierten Lebensbedingungen war die Entscheidung für oder gegen den Einstieg bzw. Verbleib in der Sexarbeit somit keine Frage dessen, *ob* sie sich möglicherweise Gewalt ausgesetzt sehen werden würden, sondern vielmehr eine Entscheidung darüber, *mit welchen* Formen und Ausdrucksweisen von Gewalt sie sich auseinandersetzen konnten, wollten oder mussten.

Regulierung, Kontrolle und die Illusion von Sicherheit

Gerade die Gewaltthematik und das damit zusammenhängende Thema der Traumatisierung in der bzw. durch die Sexarbeit nehmen in deutschen gesellschaftlichen und politischen Debatten eine zentrale Rolle ein (Hill/Bibbert 2019: 75ff). Wie Sexarbeitsdebatten insgesamt ist auch diese diskursive Auseinandersetzung mit Gewalt in der Sexarbeit durch (in mehrere Richtungen) pauschalisierende Stereotype und eine unpräzise Nutzung von Gewaltbegriffen geprägt (vgl. Amesberger 2017), die dazu führen, dass Überlegungen und Erfahrungen sexarbeitender Personen in ihnen kaum sichtbar werden. So wird Sexarbeit mitunter – insbesondere von Kritiker*innen der Sexindustrie – grundsätzlich mit Gewalt gleichgesetzt und jegliche Erfahrung sexarbeitender Personen mit physischer, psychischer oder struktureller Gewalt der Sexarbeit selbst zugeschrieben. Umgekehrt wird der Gewalt in der Sexarbeit vor dem Hintergrund breiterer sexueller, geschlechterspezifischer Gewalt oft keine besondere Spezifik zugewiesen oder von Sexarbeitsaktivist*innen mitunter eine klare Trennbarkeit zwischen Sexarbeit und Gewalt postuliert. Dass somit entweder alles oder nichts diskursiv als Gewalt in der Sexarbeit diskutiert wird bzw. werden kann, trägt dazu bei, dass sowohl sexarbeitsspezifische Aspekte sowie mit Migration, Geschlecht oder anderen Faktoren intersektionale Gewaltproblematiken in den Hintergrund rücken (vgl. Kunkel/Schrader 2020). Schließlich erweisen sich diese Diskurse als gewissermaßen losgelöst von den alltäglichen Auseinandersetzungen mit Gewalt(-potenzialen) durch die Teilnehmer*innen, die aus den oben genannten Gründen Gewalt als breitere Thematik begriffen, innerhalb derer Sexarbeit zwar durchaus eine spezielle, aber keine außergewöhnliche Rolle zukam – oder sie gar angesichts ihrer Prekarisierungserfahrungen (als Form struktureller Gewalt) als ›geringeres Übel‹ empfunden wurden.

Es gab jedoch einen wesentlichen Berührungs punkt zwischen den Sexarbeitsdiskursen der bürgerlichen deutschen Gesellschaft und den Realitäten der Teilnehmer*innen, und zwar im Rahmen ihrer Interaktionen mit staatlichen Akteur*innen und rechtlichen Regulierungen. Die seit den 2000er Jahren erstarkende Aufmerksamkeit für widrige Ar-

beitsbedingungen und Lebensumstände von sexarbeitenden Personen und insbesondere Migrant*innen, die mitunter die Form einer moralischen Panik über Menschenhandel annahm (vgl. Benkel 2018, Hill/Bibbitt 2019), führte 2017 zur Einführung des Prostituierenschutzgesetzes (ProstSchG, vgl. Abschnitt 1.3). Während dieses Gesetz im Zeitraum der Forschung von 2017 bis 2018 in Berlin noch nicht vollumfänglich umgesetzt wurde, äußerten einige Teilnehmer*innen bereits damals Bedenken hinsichtlich ihrer Arbeitsmöglichkeiten und -bedingungen nach gänzlicher Umsetzung des Gesetzes. Diese Bedenken bezogen sich v.a. auf die im ProstSchG als ›Schutzmaßnahme‹ eingeführte Registrierungspflicht für sexarbeitende Personen.

Die Gesetzgeber*innen folgten dabei einer Logik, nach der sexarbeitende Personen durch eine amtliche Registrierung und eine damit einhergehende Beratung über Gesundheitsbelange und (in Berlin) auch rechtliche Rahmenbedingungen der Tätigkeit besser vor Gewalt geschützt werden sollten. Wie gerade Ewas Ausführungen am Beginn dieses Abschnitts verdeutlichen, ist eine derartige Schutzwirkung einer Registrierung jedoch anzuzweifeln. Kritiker*innen des Gesetzes zeigten auf, dass sich die Registrierungspflicht vielmehr als Fortsetzung einer deutschen Sexarbeits- und Prostitutionspolitik verstehen lässt, die sich auf die Kontrolle des stigmatisierten Gewerbes fokussiert und – anstelle des Schutzes der betroffenen Personen – vielmehr dem Schutz der Gesellschaft vor sexarbeitenden Personen dient (vgl. Benkel 2018, Pates 2012). Dies bestätigte sich in den im Folgenden beschriebenen Befürchtungen der Teilnehmer*innen, die sich aus Datenschutz- und Outing-Bedenken nicht registrieren lassen wollten oder konnten, da sie die Sexarbeit bereits zum Zeitpunkt der Forschung de facto unerlaubt (im Hinblick auf Visabestimmungen im Fall von nicht-EU-Staatsbürger*innen) oder ohne Genehmigung (als Nebenbeschäftigung zu weiterer Arbeit oder Sozialleistungsbezug) ausübt. Für sie bedeutete die Umsetzung des ProstSchG somit v.a. eine Schließung der Lücke im System, die ihnen aktuell den Erhalt ihres Lebensstandards ermöglichte.

Die betroffenen Personen hatten zum Zeitpunkt unserer Gespräche noch nicht entschieden, ob oder wie sie nach Umsetzung der Registrierungspflicht eventuell ohne Registrierung mit der Sexarbeit weitermachen wollten. Während meiner Forschung im Bereich der Straßensexarbeit kursierende Gerüchte zeigten jedoch, wie die Registrierungspflicht auch Abhängigkeitsverhältnisse und Gefahrenpotenziale verstärken könnte. So erzählten Teilnehmer*innen und Beratungsstellen, dass manche Kunden sexarbeitende Personen mit der Androhung einer Meldung bei der Polizei als unregistrierte Sexarbeiter*innen unter Druck setzten. Dass dies zum Zeitpunkt der Forschung in Berlin noch gar nicht möglich war, da die Registrierungspflicht noch nicht umgesetzt wurde, war den betroffenen sexarbeitenden Personen nicht unbedingt bewusst. Trotz Bemühungen einschlägiger Beratungsstellen erreichten die entsprechenden Informationen die Betroffenen nicht immer. So erwies sich diese Übergangsphase v.a. als Zeitraum der Unsicherheit und Gerüchtebildung rund um das ProstSchG.

Diese Unsicherheit, gerade hinsichtlich der Frage, wer die Registrierungen wie überprüfen würde, vermischt sich für einige Teilnehmer*innen mit grundsätzlichen Vorbehalten gegenüber der Polizei und Ordnungsbehörden. Diese prägten v.a. die Bedenken der Teilnehmer*innen, die auf dem Straßenstrich oder im Nollendorfkiez tätig waren und aufgrund ihrer Präsenz im öffentlichen Raum häufig Polizeikontrollen erlebten. Ich konnte während meiner Aufenthalte im Kurfürsten- und Nollendorfkiez derartige

Kontrollen einige Male beobachteten. Während sich die Interaktionen zwischen Polizeibeamt*innen und sexarbeitenden Personen meist auf Ausweiskontrollen und kurze Nachfragen beschränkten, war es dennoch auffällig, dass während dieser Kontrollen nur diejenigen sexarbeitenden Personen kontrolliert wurden, die den stereotypen Vorstellungen von ›Osteuropa‹ entsprachen (vgl. Kapitel 3 und 5). Andere anwesende Personen wie z.B. ich wurden nie nach ihren Ausweisen gefragt. Dahingehend lässt sich aus Perspektive der Behörden argumentieren, dass diese Kontrollen sich an eine bestimmte Klientel richteten und der Kontaktaufnahme und der möglichen Feststellung von Menschenhandel dienten. Meine Gesprächspartner*innen an diesen Arbeitsorten begegneten diesen Kontrollen jedoch mit Angst und Unsicherheit, zumal sie teilweise in Aktivitäten wie Drogenkonsum involviert waren und dahingehend Strafen befürchteten.

Teilnehmer*innen aus anderen Arbeitsfeldern hatten deutlich weniger Kontakt mit der Polizei oder anderen Behörden, vermeideten diesen aber genauso und sahen die Polizei meistens nicht als Anlaufstelle im Fall von Gewalterfahrungen an. Dies lag zum Teil in als diskriminierend empfundenen Erfahrungen mit Polizeibeamt*innen in verschiedenen Ländern begründet, zum Teil aber auch in der Befürchtung, dass die Belange und Probleme ›osteuropäischer‹ sexarbeitender Personen nicht ernstgenommen werden würden. Auch darin zeigten sich die weitreichenden Folgen alltäglicher Erfahrungen von Mehrfachdiskriminierung und -marginalisierung, die nicht nur konkrete Interaktionsmöglichkeiten, sondern auch Herangehensweisen an und Vorstellungen von potenziellen Interaktionen mit der Polizei prägten.

Ob bzw. wie sich die Berliner Sexarbeitslandschaft nach Umsetzung des ProstSchG veränderte, wurde im Rahmen dieses Forschungsprojekts nicht mehr erhoben und lässt sich somit an dieser Stelle nicht umfänglich beurteilen. Dazu veränderte kurze Zeit später die Covid-19-Pandemie die Rahmenbedingungen für Sexarbeit in Deutschland maßgeblich, was die Beurteilung der Gesetzesfolgen zusätzlich erschwert. Vereinzelt wurden mir im Sommer 2018, als ich letzte Interviews in Bordellen durchführte, von für Bordellbetreiber*innen spürbaren Effekten berichtet. Diese erzählten, dass es mit der offiziellen Umsetzung der Registrierungspflicht zu ›Personalmangel in Bordellen gekommen war, da sich einige Personen nicht registrieren lassen wollten oder konnten. Da Bordellbetreiber*innen im Rahmen des ProstSchG belangt werden konnten, wenn nicht registrierte Personen in ihren Bordellen tätig waren, konnten und wollten diese nur noch registrierten sexarbeitenden Personen einen Arbeitsplatz anbieten.

Im Rahmen der vorliegenden Forschung sind diese Berichte als anekdotisch zu verstehen. Dennoch lässt sich an sie anschließend die Frage formulieren, was mit denjenigen Personen passierte, die aufgrund mangelnden Registrierungswillens oder mangelnder Registrierungsmöglichkeiten nicht mehr in Bordellen arbeiten konnten. Denkbare Optionen wären eine weitere Verschiebung in (schwieriger zu kontrollierende) digitale Arbeitsbereiche, eine Aufnahme der Sexarbeit in anderen Ländern oder auch eine berufliche Umorientierung, wobei in Bezug auf letzteres die entsprechenden Möglichkeiten gerade für prekarisierte Migrant*innen nur eingeschränkt vorhanden sind. Vor dem Hintergrund prekarisierter Lebenswelten erweisen sich also insgesamt weder eine behördliche Registrierung, noch die genannten Alternativen als Gewährleistung von Sicherheit und Schutz für sexarbeitende Personen. Vielmehr funktionieren sie als Ver-

drängungsmechanismen sexarbeitender Migrant*innen, die durch Sexarbeit ihren Aufenthalt in Deutschland ermöglichen bzw. finanzieren.

›Befreiung‹ oder Eingliederung in die neoliberalen (Re-)Produktionsordnung: Ausstieg, Umstieg und Alternativen als zwiespältige Angelegenheiten

Ein weiterer, in den Erzählungen und Orientierungen aller Teilnehmer*innen (auf die eine oder andere Art und Weise) präsenter Aspekt war der Umstand, dass keine*r von ihnen plante, sein*ihr gesamtes Arbeitsleben in der Sexarbeit zu verbringen. Wie bereits angeklungen, verstanden die Teilnehmer*innen ihre Involvierung in die Sexarbeit als eine eher temporäre Situation, die v.a. finanzielle Stabilität bzw. Stabilisierung vor dem Hintergrund sozioökonomischer Marginalisierung bringen sollte. Inwiefern sich die daran anschließenden Pläne der Teilnehmer*innen verwirklichen ließen, lässt sich im Rahmen dieser (zeitlich begrenzten) Forschung nicht beurteilen. Jedoch ist festzuhalten, dass die Teilnehmer*innen abhängig von ihren jeweiligen Positionierungen und Erfahrungen in der Sexarbeit unterschiedlich mit diesen Temporalitäten umgingen.

Teilnehmer*innen wie Ewa, Felicia oder Irina entschieden sich bewusst für einen Verbleib in der Sexarbeit, zumindest bis sie ihr Studium beendet oder ausreichend Geld für die Verwirklichung anderer Geschäftspläne angespart hatten. Ausschlaggebend war dabei weniger ein Bedürfnis, die Sexarbeit schnellstmöglich zu verlassen. Vielmehr spiegelte sich in ihren Zukunftsplänen ein weiterer Aspekt gegenwärtiger Arbeitswelten wider, nämlich, dass das Ideal eines bestimmten (arbeits-)lebenslangen Arbeitsverhältnisses in aktuellen Arbeitsmärkten kaum umsetzbar ist – aber auch nur bedingt angestrebt wird. Für die genannten Personen war Sexarbeit somit ein Job von vielen, die sie in ihrem Arbeitsleben ausüben würden oder könnten, und der in ihrer aktuellen Situation das größte Potenzial zur Verwirklichung weiterer Pläne bot.

Für andere Teilnehmer*innen wie z.B. Ildiko, Ljudmilla oder auch Monika stand vielmehr der Wunsch im Vordergrund, die Sexarbeit so bald wie möglich hinter sich zu lassen, was aber in Ermangelung anderer (angemessener) Einkommensmöglichkeiten nur schwierig umzusetzen war. Mangelnde Abschlüsse oder Sprachkenntnisse, aber auch alltägliche Diskriminierung von ›Osteuropäer*innen‹ am Arbeitsmarkt stellten dabei große Hürden dar. An diesem Punkt kam schließlich die in Abschnitt 7.1 diskutierte Prekarisierung vieler, insbesondere ›Osteuropäer*innen‹ zugeschriebener Arbeitsbereiche zum Tragen, die Sexarbeit als ›bessere‹ oder einzige Alternative erscheinen ließ. Die Motivationen und Hintergründe für die Interpretationen von Sexarbeit als temporäre Tätigkeit waren also heterogen. Dies verdeutlicht dennoch, dass es sich bei Überlegungen zu Ausstiegs-, Umstiegs- oder Umorientierungsangeboten für sexarbeitende Personen durchaus um relevante Fragen handelt. Jedoch zeichnen sich die gesellschaftlichen und politischen Diskurse um diese Thematik in Deutschland abermals durch eine verkürzte Darstellung aus, der es an einer Einbettung dieser Fragen in breitere Arbeitsmarktentwicklungen und die Auswirkungen von Prekarisierung in vielen Arbeitsfeldern mangelt.

So sind die (Un-)Möglichkeiten des Wechsels von Sexarbeit in ein anderes Berufsfeld in manchen Punkten generellen Schwierigkeiten der beruflichen Umorientierung durchaus ähnlich. Denn die skizzierten Arbeitshierarchien gestalten sich für prekarisierte Migrant*innen, v.a. diejenigen ohne höhere Bildungsabschlüsse, grundsätzlich

schwierig. Gleichzeitig verunmöglichen ökonomisch prekäre Situationen in Kombination mit mangelndem Zugang zu Arbeitslosengeld oder anderweitiger sozialer Absicherung eine temporäre Arbeitslosigkeit. Deswegen fungierte Sexarbeit für einige Teilnehmer*innen als ambivalente Grundlage, um eine berufliche Umorientierung, Ausbildungen o.Ä. überhaupt erst zu ermöglichen. Dass auf rechtlicher und politischer Ebene zwar die Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit kritisiert werden, ausbeuterische Arbeitsbedingungen insbesondere im Niedriglohnsektor aber unausgesprochen bleiben bzw. durch migrationsrechtliche Regelungen sogar gefördert werden, lässt sich auch als institutioneller bzw. struktureller Zwang zur Eingliederung in ethnisiert-rassifizierte Arbeitshierarchien in Deutschland verstehen. Schließlich zeigen die Erfahrungen der Teilnehmer*innen in anderen Arbeitsbereichen deutlich, dass sich ihre Lebensbedingungen dort kaum verbessern (lassen). Stattdessen fördert ein forciertes Umstieg sexarbeitender Migrant*innen in den Reinigungs-, Pflege- oder Landwirtschaftssektor vielmehr die Verfügbarkeit billiger Arbeitskräfte.

Auf der anderen Seite ergeben sich durch die Involvierung in die Sexarbeit *spezifische* Probleme für den Einstieg in andere Arbeitsfelder. Aufgrund der Stigmatisierung von Sexarbeit wird ihre Erwähnung in Lebensläufen eher vermieden und die möglicherweise erworbenen bzw. notwendigen Kompetenzen z.B. im Umgang mit Kund*innen nicht als solche anerkannt. Dies kann durchaus navigiert werden, z.B. mithilfe der von mehreren Beratungsstellen angebotenen Unterstützung für sexarbeitende Menschen in Berlin. Manche Teilnehmer*innen wandten auch eigene Strategien an, wie z.B. die Angabe anderer Tätigkeiten oder die Nutzung ihrer sozialen Netzwerke zum Erwerb gefälschter Arbeitszeugnisse. Wie jedoch in meinen Gesprächen mit Beratungsstellen und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der beruflichen Umorientierung sexarbeitender Personen deutlich wird (Huschke et al. 2014: 146ff), handelt es sich dabei in vielen Fällen um komplexe und äußerst individuelle Prozesse.

Schließlich gingen Gewalterfahrungen und prekäre Arbeitsbedingungen in der Sexarbeit nicht spurlos an betroffenen Personen vorüber, sondern verursachten (mitunter langfristige) gesundheitliche Probleme. So erzählte Kasia von chronischen Magenproblemen, die durch ihren hohen Alkoholkonsum während der Arbeit entstanden waren. Manche Teilnehmer*innen nutzten verschiedene Drogen, um problematische Arbeitserfahrungen zu verarbeiten, und hatten Abhängigkeiten entwickelt. Mitarbeiter*innen von Beratungsstellen benannten zudem psychische Krankheiten, die sich im Rahmen der Sexarbeit entwickelt oder verschlimmert hatten. Nicht alle Teilnehmer*innen dieses Forschungsprojekts berichteten von derartigen Schwierigkeiten. Für die betroffenen Personen handelte es sich jedoch um mitunter gravierende Probleme, die ihre Lebensqualität und Arbeitsfähigkeit einschränkten. Auch deswegen war die Aufnahme einer anderen Arbeit für einige Teilnehmer*innen keine (einfache oder schnelle) Option, da vielmehr akuter und langfristiger Bedarf nach medizinischer oder therapeutischer Betreuung bestand. Diese war für die betroffenen Personen aber häufig – insbesondere aufgrund nicht ausreichender Krankenversicherung – nicht leistbar, worin sich gleichzeitig die Problematik mangelnder entsprechend spezialisierter Betreuungs- und Versorgungsangebote offenbarte, die auch auf Sexarbeit fokussierte Beratungsstellen nur teilweise abdecken konnten. Auch dahingehend zeigt sich, dass die Förderung von Ausstiegsmöglichkeiten für diejenigen, die diese anstreben, struktureller Veränderun-

gen bedarf wie z.B. des Ausbaus von Betreuungsangeboten für gewaltbetroffene Frauen. Dass im gesellschaftlichen und politischen Diskurs um Sexarbeit und Ausstiegsfragen auch diese Punkte nur eine marginale Rolle einnehmen und v.a. Fragen der Arbeitsvermittlung im Mittelpunkt stehen, verdeutlicht abermals den Anteil dieser Diskurse an der (Re-)Produktion neoliberaler Ordnungen, innerhalb derer der Wert eines Lebens mit Arbeitsfähigkeit gleichgesetzt wird.

7.4 Fazit: Der (Markt-)Wert des ›osteuropäischen‹ Lebens

In der Einbettung der Beweggründe der Teilnehmer*innen für die Aufnahme der Sexarbeit und ihrer entsprechenden Erfahrungen in breitere Arbeitswelten und -kontexte wird deutlich, dass sich sexarbeitende Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern in komplexen Spannungsfeldern zwischen strukturellen Ausgrenzungen und Möglichkeiten ihrer Verhandlung bewegen. Dabei zeigt sich einerseits die Wichtigkeit der Anerkennung der Handlungsfähigkeiten ›osteuropäischer‹ Migrant*innen, die in der oder durch die Sexarbeit nicht nur ihr ökonomisches (Über-)Leben, sondern auch verschiedene Dimensionen ihrer Subjektivitäten und gesellschaftlichen Positionierungen aushandeln. Dies widerspricht jedoch andererseits nicht der Erkenntnis, dass sich in diesen Prozessen ebenso zahlreiche Problemstellungen, Gefahrenpotenziale und Formen von Abhängigkeiten und Ausbeutung ergeben können. Der Verweis auf Heterogenitäten innerhalb der Sexarbeit sowie unter den Personen, die ihr nachgehen, bedeutet, dass auch diese Problemstellungen als äußerst heterogen verstanden werden müssen und besonders aufgrund ihrer strukturellen Verfasstheit breiterer gesellschaftlicher Aufmerksamkeit bedürfen. Während sich aus den Erkenntnissen dieses Kapitels und der vorliegenden Arbeit insgesamt zwar durchaus die Notwendigkeit einer kritischen Betrachtung von Sexarbeit und den Arbeitsbedingungen sexarbeitender Migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern ableiten lässt, bleibt die Frage, warum diese vielschichtigen Problemlagen in den gesellschaftlichen Debatten zu diesem Thema zugunsten einer stereotypen Darstellung der Sexarbeit in den Hintergrund treten.

Die kritische (wissenschaftliche) Auseinandersetzung mit diesen gesellschaftlichen und politischen Debatten in Deutschland (und darüber hinaus) fokussiert häufig eine Analyse dieser Diskurse als Ausdruck (vergeschlechtlichter) Verhandlungen von Sexualmoral, die zur Etablierung bzw. Propagierung moralischer Standpunkte Lebens- und Arbeitsrealitäten sexarbeitender Personen nur selektiv wiedergeben (vgl. Benkel 2018, Herdt 2009, Rubin 1984, Sauer 2019). Solche moralischen Verhandlungen nehmen zweifellos einen zentralen Stellenwert in diesen Diskursen ein, ebenso wie die Verarbeitung genereller Migrationspaniken in der Verschmelzung von Sexarbeits- und Menschenhandelsdiskursen (vgl. Bernstein 2010, Doezema 1999, Weitzer 2005b). Ziel dieses Kapitels war es aufzuzeigen, dass in diesem Zusammenhang auch neoliberalen ›europäischen‹ Arbeitsmärkte und damit einhergehende vergeschlechtlichte, ethnisiert-rassifizierte und klassistische Hierarchien zu berücksichtigen sind, im Rahmen derer durch die Abwertung und Prekarisierung von (u.a.) ›osteuropäischen‹ Arbeitskräften die ideelle wie ökonomische Vormachtstellung (West-)Europas (re-)produziert wird. So handelt es sich bei den deutschen Debatten um ›osteuropäische Prostituierte‹

nicht bloß um einen weiteren, beliebigen Schauplatz globalisierter Migrations- und Menschenhandelsdebatten, sondern gleichermaßen um einen Raum der Verhandlung (west-)europäischer Zugehörigkeiten und ihrer ›osteuropäischen‹ Anderen, sowie der hegemonialen Stellung Deutschlands und der Peripherisierung ›Osteuropas‹ innerhalb dieser Prozesse.

Dabei erscheint die Fokussierung deutscher Sexarbeitsdebatten auf die prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen ›osteuropäischer Prostituierter‹ auf den ersten Blick nicht gänzlich unbegründet. Schließlich handelt es sich bei sexarbeitenden (Arbeits-)migrant*innen aus ›osteuropäischen‹ Ländern um eine Gruppe, die in Deutschland, aber auch in breiteren europäischen Zusammenhängen entlang von Ost-West-Dichotomien strukturelle Marginalisierung und Prekarisierung erfährt. Unterschiedliche sozioökonomische wie soziokulturelle Hintergründe, z.B. im Kontext von Bildungshierarchien, ermöglichen aber inner- wie außerhalb der Sexarbeit verschiedene Formen der individuellen Verhandlung dieser Prekarisierung. Die dabei stattfindenden Rückgriffe auf neoliberal geprägte Abgrenzungsmechanismen von z.B. ›armen‹, ›faulen‹ oder ›leistungsschwachen‹ Personen reproduzieren die zugrundeliegenden neoliberalen Differenzierungs-, Hierarchisierungs- und Ausgrenzungsmechanismen jedoch auch.

Diese strukturellen Probleme werden durch die gesellschaftlichen Debatten nicht aufgebrochen, sondern vielmehr zugunsten einer stereotypen Darstellung ›osteuropäischer Prostituierter‹ verschleiert. Ziel dieses Kapitels – und der vorliegenden Arbeit insgesamt – war es, in diesem Zusammenhang aufzuzeigen, dass es sich dabei nicht nur um eine Auslassung im Rahmen höchst emotionalisierter Debatten handelt. Vielmehr ist die diskursive Festschreibung der prekären Lage ›osteuropäischer Prostituierter‹ als herkunftsbedingt und gewissermaßen unausweichlich fester Bestandteil ihrer strukturellen Ausbeutung. Die Darstellung insbesondere ›osteuropäischer‹ Frauen als vulnerable und passive ›Andere‹ ermöglicht ein humanitär motiviertes *Othering*, anhand dessen die Kontrolle und Regulierung innereuropäischer Migrationsbewegungen legitimiert werden (vgl. Bernstein 2010, Kotiswaran 2014, Mai et al. 2021, Ticktin 2011). Dass Sexarbeit zugleich als vermeintlich abgeschlossener und singulärer Bereich besonderer Prekaritäten dargestellt wird, erlaubt es, andere prekäre Arbeitsbereiche als ›gute‹ Alternative zu präsentieren. Damit werden nicht nur breitere Prekarisierungsprozesse verschleiert, sondern auch die z.B. im Reinigungs- oder Pflegesektor vorhandenen Ausbeutungsformen als für ›osteuropäische‹ Arbeitskräfte angemessene oder gar vorteilhafte Alternative legitimiert, während die Anerkennung – und Umsetzung – eines Rechts auf ein ausbeutungsfreies Leben für prekarisierte Migrant*innen aus (nicht nur) ›osteuropäischen‹ Ländern ausgeklammert wird. So zeigt sich, dass das Leben ›osteuropäischer‹ Migrant*innen, das vermeintlich geschützt und gerettet werden soll, in diesen Diskursen v.a. durch seinen (moral-)ökonomischen Marktwert innerhalb hegemonialer neoliberaler europäischer (Re-)Produktionsordnungen definiert, den faktischen Lebensrealitäten osteuropäischer Migrant*innen jedoch keine Bedeutung beigemessen wird.

